

LETTISCHE
LITERATUR
BAND IV

JAKURATER

NOVELLEN

○



A. GULBIS VERLAG, RIGA

532813

W/V2
514

J. AKURATER

NOVELLEN

ÜBERSETZT
AUS DEM LETTISCHEN
VON
SENTA MAURING

A. GULBIS VERLAG, RIGA

12477
Wb

✓
L. V. B.
№ In. 1054/5 68



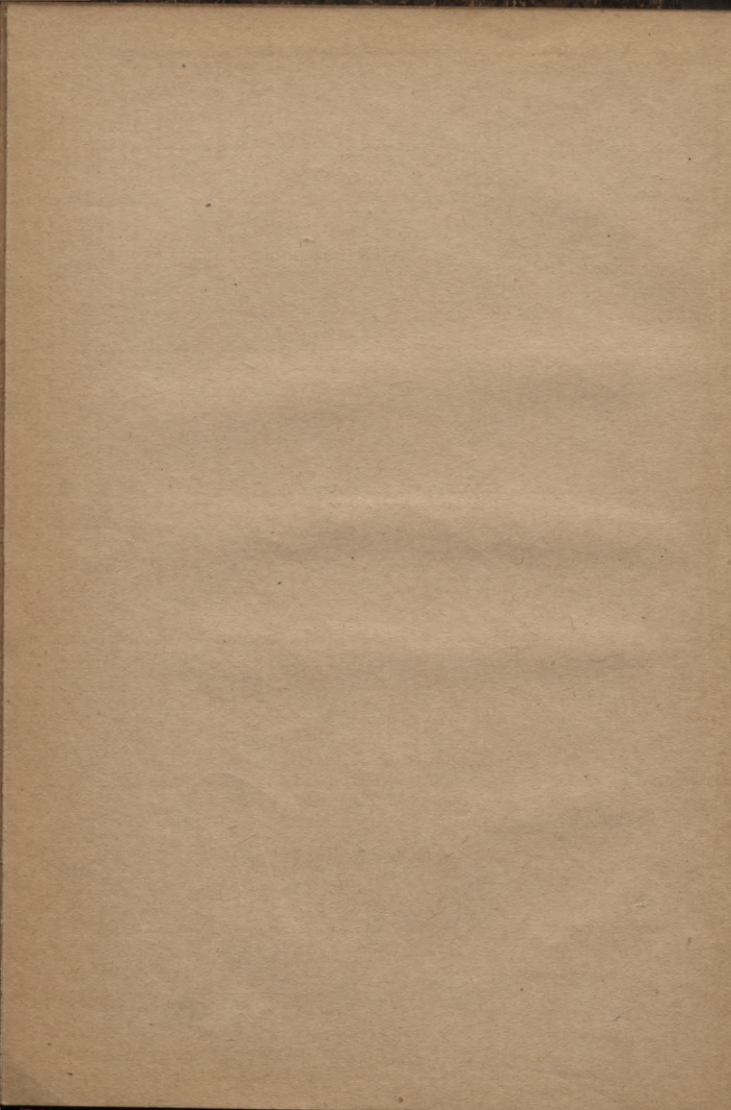
28

86



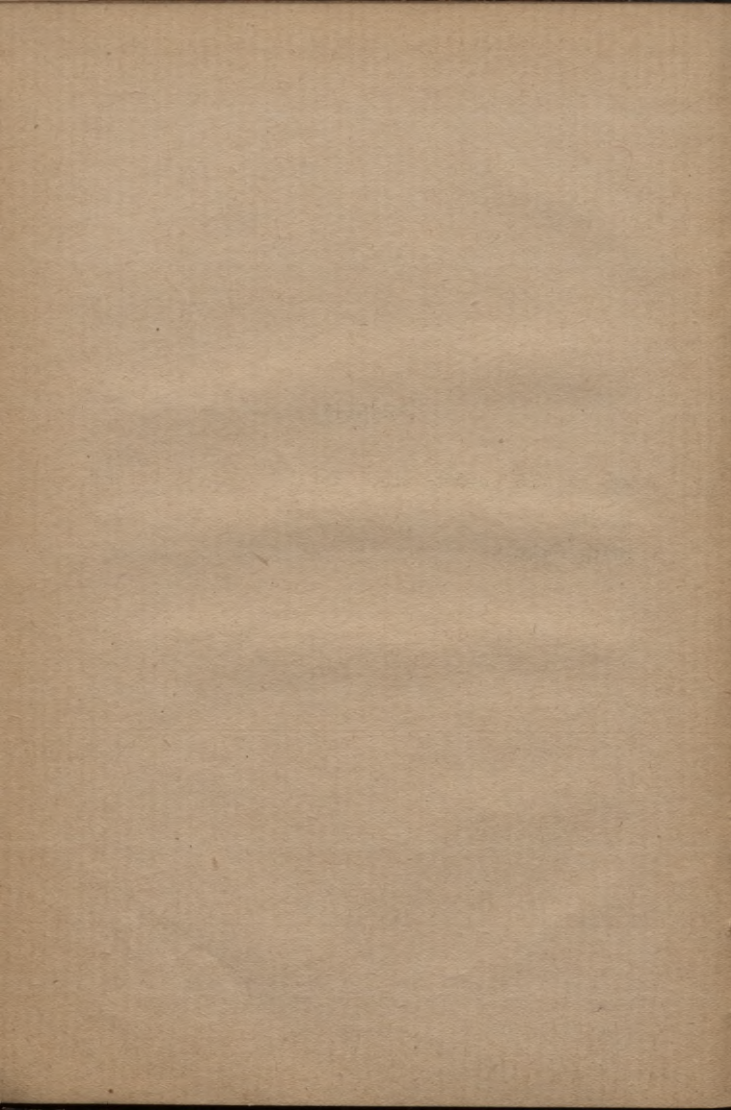
Alle Rechte,
auch das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1921 by A. Gulbis Verlag, Riga.

Novellen

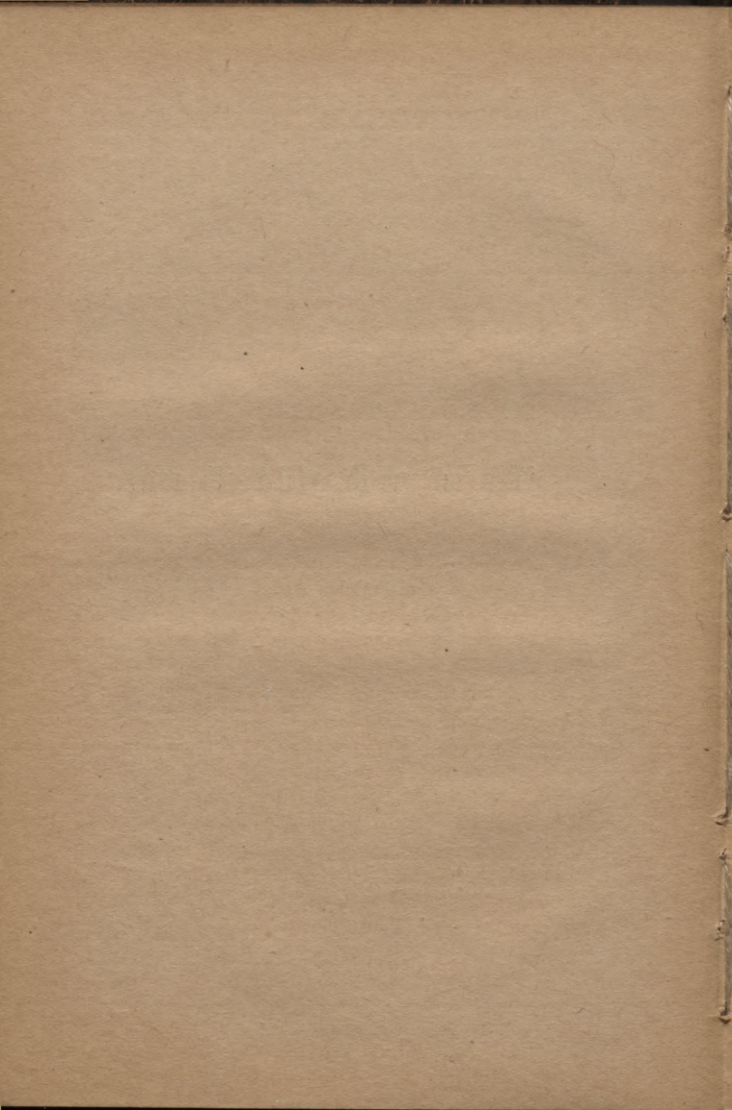


Inhalt

	Seite
Als ich noch glücklich war.	9
Hopfen	67
Ralejs Sohn.	91



Als ich noch glücklich war



I.

Mein Fenster verdeckt ein großes steinernes Haus und jeden Morgen, wenn ich erwache, sehe ich seinen steinernen Rücken und sein Auge — das verräucherte Fenster. Die Sonne ist Gott weiß wie hoch über den Dächern, aber zu mir dringt nur ein Rauchgeruch herein und irgendein bellendes Geräusch, wenn Türen zugeschlagen werden.

Ich sehe meine Wände an: auch sie sind aus Stein und strömen selbst an Sommertagen Kälte aus.

Ich frage mich: Wo bin ich? Mir ist, als ob ich ewig in der Fremde wäre, als hätte ich meine Heimat verlassen und könnte nie wieder zurück.

Meine Heimat? Ja, wo ist denn eigentlich meine Heimat? Träume umschlingen mich mit ihren sanften Armen und ich sehe meine Heimat... Der Faulbaum duftet, ich gehe über grüne Ebenen und lausche, wie die Schnarrwachtel im Weizenfeld schnarrt. Die Weite öffnet sich endlos, bis in die Ferne, und ich bin dort, wo die Winde frei wehen, wo im Süden weiße Wolken liegen, die Bäume vom Bienengesumm klingen und Linden am umbuschten Flußufer blühen.

Und ein junger Knecht geht in grauen Kleider den Feldrain entlang, ich grüße ihn — dieser Knechtsjunge bin ich.

Ich muß an all die Blumen denken, die jeden Morgen neu erblühten, ihr süßer Duft umfängt mich, — einmal

waren wir eins — die Blumen und ich. Wohin ich auch ging, sie breiteten sich unter meinen Füßen aus, und wenn ich schlief, beugten sie sich zu mir herab und verneigten sich duftend und grüßend.

Ich möchte diese Steine fragen: wo sind meine Blüten geblieben? Aber die Steine müßten dann antworten: sie sind verwelkt. Und wieder wäre ich unglücklich, wie all die langen Jahre hindurch, ich müßte über Steine wandern, die nur spöttisch den Widerhall meiner Schritte von sich werfen.

Ach, an die Steine will ich heute nicht denken. Heiß strömt das Blut durch meine Adern und rote Blumen öffnen ihre Blüten über mir.

Ich blicke in sie hinein und erinnere mich an damals, als ich noch ein Knecht, ein Junge war und nicht wußte, daß Steine des Menschen Herren sind.

Ein längst verfloßener Sommer erwacht, einem braungebrannten Dorf Mädchen gleich berührt er mich mit leiser Hand und lächelt.

Und mir ist so wie damals, als ich noch in der Klete¹⁾ schlief und vom tiefen Schlaf erwachend hörte: „Jahn, steh auf! 's ist Zeit!“

Ich öffne die Augen, die Lider sind schwer von süßer Müdigkeit und mir ist, als ob ich mich aus einer lieben Umarmung losreißen müßte. Ich öffne die Tür, Morgenröte und neblige Kühle strömen herein...

Ach, das ist mein Sommer — als ich noch glücklich war — der Sommer eines Knechtes! Die Geliebte eines Knechtes!

Wie Schwalben flattern die Erinnerungen um mich

¹⁾ Klete: Bezeichnung in den Ostseeprovinzen für Kornkammer.

und eine hohe weiße Sonne geht über mir auf. In Schönheit gehe ich rein und weiß über blühende Ebenen, duftende Blumen verbeugen sich vor mir und fühlen sich glücklich, wenn ich eine von ihnen zertretend sage: Sei gegrüßt! Sei gegrüßt!

Und als es mir einfällt, daß mein Zimmer im großen, kalten Steinhaus so kahl ist, will ich aus all den lieben Blumen einen Kranz winden.

Und da verbeugen sie sich wieder, der Tau rieselt auf meine Füße so kühl und klar, wie damals meine Wege waren, damals, als ich noch glücklich war.

Ja, einen Kranz will ich winden für meine nackten Wände.

II.

Ich sitze auf der Schwelle der Klete und betrachte meine Füße in den Bastschuhen, die Schnüre sind noch neu und weiß.

Die Tür der Klete steht offen, innen ist alles still. Da steht mein Bett, da liegen meine Kleider, da ist eine Tintenflasche und etwas Papier. Ich weiß nicht, warum ich beides immer mit mir führe, schon seit der Schulzeit. Weiter habe ich nichts.

Erst gestern bin ich hier angekommen, morgen fängt meine Arbeit an.

Die Sonne sinkt gelbglänzend und taucht schon in den Ellernsträuchern am Fluß unter. Hinter dem Hof sehe ich den Obstgarten, wo die Äste voll schwellender Knospen sind. Aber am Gartenrand, wo der Ries- und Fahrweg sich kreuzen, stehen zwei Faulbäume in weißen schweren Blüten. Ich erinnere mich, wie seltsam es mir war, als ich zwischen ihnen hindurchfahren mußte, auf

dem Wege lagen weiß die Blütenblätter, aber an den Spitzen öffneten sich immer neue Knospen.

Der Abend war kühl und ich dachte, der Faulbaum würde noch lange blühen. Ich hatte das Verlangen, einen ganzen Arm voll dieser weißschäumenden Blüten zu pflücken, mein Gesicht in dem weichen Weiß zu bergen und nichts zu fühlen, als nur diesen herben, berausenden Duft.

Ich sah damals gern auf die weißen Bäume, ohne Gedanken und Sehnsucht weilten meine Augen beim rötlichen Sonnenwiderschein.

Hinter der Klete schrie der Erdtrebs seinen langen bebenden Schrei, und es schien, als bebe die Erde mit.

Im Teich und am Flußufer quakten die Frösche, und im Walde, weit, weit hinter dem Fluß, tönten verschiedene Klänge, wer konnte es wissen, woher sie kamen?

Die Mägde gehen über den Hof mit Wassereimern und sprechen laut und böse. Im Kuhstall hört man Lärm: jemand schreit und erzählt etwas; die Schafe blöken, die Schweine grunzen und stören die Ruhe des frühen Abends.

Aber meine Pferde sind schon gefüttert und der Stall ist abgeschlossen. Ich warte nur auf das Abendessen, um schlafen gehen zu können.

Dann ist der Tag vergangen, um dem nächsten Raum zu geben, der sich fast durch nichts vom vorhergehenden unterscheiden wird.

Während ich hier so sitze, überkommen mich seltsame Gefühle, ich verstehe nicht mehr recht, wo ich bin und was mit mir geschieht. Nur eines weiß ich: ich bin nicht mehr daheim, von allen bin ich getrennt. Ein fremdes Haus, fremde Blicke fremder Menschen. Ich möchte aufstehen

und zurückgehen, ich muß mich beeilen, es ist doch schon Abend. Aber wohin? Ich sehe auf meine Füße in den neuen Bastischuhen und weiß, daß ich nirgends hineilen muß. Wie ein Vogel lasse ich mich bald hier, bald dort nieder und bin überall, überall fremd. . .

Aber ich trauere nicht, dazu bin ich noch zu jung. Ich will immer Neues sehen, mir gefallen auch die fremden Menschen, jeder von ihnen hat etwas, was der andere nicht hat.

Der Wirt, Peter Grant, kommt mit der Pfeife im Munde und sagt zu mir: „Jahn, komm zum Abendessen!“

Ich gehe in die große Leutestube, der Tisch steht in der Mitte, auf ihm eine große Schüssel mit Grütze und ein Laib Brot, von dem sich jeder abschneiden kann soviel er nur will. Wir sind fünf Esser: zwei Mägde, Martin, ich und der Hirt, ein kleiner strammer Junge mit roten Wangen und zerplakten Händen.

Der Wirt kommt zu uns und spricht über dieses und jenes. Er ist von untersehter Gestalt mit einem fahlen Hinterkopf und rasiertem Gesicht, aber der Bart wächst wohl zu schnell, denn die grauen Stoppeln sind deutlich zu sehen. Er zieht den Rauch aus seiner weißen Pfeife ein, spuckt aus und raucht weiter. Martin schwagt mit ihm von den Feldern, vom Pflügen und erzählt auch, daß der benachbarte Wirt einen neuen Stall baut und wieviel ihn das kostet, aber seine Tochter habe auf Freier nicht viel mehr zu hoffen, schon die Hälfte des Lebens hätte sie hinter sich.

Der Wirt fragt mich, ob das Schlafen in der Klete gut sei, hier im Zimmer sei es im Sommer zu heiß.

Ich antworte ihm und schweige dann wieder. Ich fühle mich ungemütlich, alle sehen zu mir hin, ich schäme

mich sogar zu essen. Als alle mit dem Essen fertig sind, kommt aus den hinteren Zimmern die Wirtin und gibt mir, als ich schon fortgehen will, ein Leinbündel.

„Hier hast du ein Hemd, Jahn, auf der neuen Stelle mußt du ein frisches anziehen, und das gebrauchte gib den Mägden, sie waschen morgen.“

Ich nehme das Hemd, will etwas sagen, aber mein Mund ist wie verklebt, ich erröte nur und stürze zur Thür hinaus.

Draußen ist die Stille inzwischen gewachsen, und man hört das kleinste Geräusch. Im Westen, über dem Walde, hängt noch ein rötlichgelber Bogen, aber unten im Tal steigt ein leichter Nebel auf, durchsichtig und kühl — wie immer im Frühling.

In den Häuslereien, die einige Werst hinter dem Berge liegen, hört man die Leute sprechen, die Klänge kommen so ungeteilt hierher, daß, wenn man hinhorchen würde, man sie verstehen könnte.

Die zwei Faulbäume am Rieswege sind jetzt alten Großmütterchen gleich. Sobald der Wind von jener Seite kommt, flutet ein schwerer Duft zu mir, ich atme ihn ein und mir wird so ruhevoll zumut, warum, weiß ich selbst nicht. Es ist mir, als ob mich jemand erwarte, als ob ich etwas vergessen hätte, Wehmut ist in mir und will laut werden. Esings, ssings! fliegen die Maikäfer über den Hof, die ganze Luft ist voll von ihnen.

Irgendein Vogel schreit, schnell, unaufhörlich, es klingt, wie wenn man Erbsen aus einer Flasche schüttelt, aber bald wird sein Schrei vom weichen Nebel eingehüllt und wird zu runden leichten Klängen.

In jungen Knospen stehen die Birnen hinter dem Hügel in der Dämmerung, ich will zu ihnen gehen, der Abend ist so schön.

Der Mond sieht müde und eingefallen aus, er will schlafen und ist der Erde wegen wenig in Sorge. Wohin soll ich gehen? Ich muß wohl zum Schlafen in die Klete, denn morgen wird gearbeitet.

Wenn ich an den morgenden Tag denke, erfüllt mich Freude. Morgen wird die Frühlingssonne warm, heiß am Himmelsgewölbe emporsteigen, Lerchen werden singen und Blumen an jedem Wegrain blühen. Der morgige Tag birgt all mein Glück, ich schüttle den Kopf, schiebe die Mühe zurück und ungeahnte Freude erklingt in mir.

Ich gehe über kühles, junges Gras und Löwenzahn zum blühenden Faulbaum und pflücke eine ganze Handvoll ab — alles ist doch umsonst.

Dann gehe ich zur Klete, da ist es dunkel. Ich möchte Licht machen, dann sind die Gedanken immer heller und außerdem will ich mich auch an meinen Blüten erfreuen. Aber ich kann nichts finden, tastend erreiche ich mein Bett, kleide mich aus und ziehe die frische Wäsche an.

Und als ich daran denke, daß ich die gebrauchte den Mägden geben muß, erröte ich, obgleich es niemand sieht, ach wozu das! Ich werfe die Wäsche in eine Kletenecke — es wird sie schon jemand finden.

Das Bett ist kühl, ich aber bin heiß, und bald ist alles erwärmt. Ich werde von der Müdigkeit gefesselt, wie ein kleines Kind von einem langen, langen Wickelband — ich strecke und rede mich und kann mich nicht austrecken. . .

Die neue rauhe Leinwand sticht mich, aber bald fühle ich auch das nicht mehr. Oben an der Tür ist eine Spalte und durch sie werde ich gewahr, daß es Nacht geworden ist.

Ich höre nur noch, wie die Stubentür geöffnet wird und Frauenstimmen sprechen. Das sind wahrscheinlich die Mägde.

Dann wird der Hund gerufen: Raro! Raro! Man gibt ihm zu fressen... Und wieder fällt die Tür schwer ins Schloß...

Ich fühle weiche Kissen um mich und die leichte, leichte Nacht. Das rauhe Hemd wird weich wie Sammet, und es ist, als seien alle Glieder vom Körper gefallen, ich fühle weder Arme noch Füße.

Noch höre ich mein Herz schlagen, noch fühle ich meinen Atem gehen, dann flutet eine große Flut über mich und mein ganzes Sein ergibt sich ihr — möge sie mich tragen! Ich löse mich selbst auf.

III.

„Jahn, steh auf! 's ist Zeit! Steh auf!“ ruft der Wirt und poltert an meine Tür. Erschreckt, eilig springe ich auf, meine Augen sind verklebt, ich kann nichts sehen, ich taste an der Wand entlang bis zur Tür und öffne sie.

Alles ist grau-grün. Morgen...

Ich sehe, wie der Wirt über den Hof geht, heute ist er ganz anders als gestern. Er hat große Stiefel an und sein fester Gang ist sorgenvoll und befehlend.

Ich kleide mich an und gehe zur Wagenscheune, wo der Wirt und Martin sich beim Pfluge zu schaffen machen.

„Nu, Jahn,“ sagt der Wirt, „mach' den Pflug zu recht, ihr müßt heute die Gärten aufpflügen.“ Und während ich die breiten großen Pflugscharen untersuche, erklärt der Wirt, wie tief und wo man die Furchen ziehen muß.

Der Morgen ist kühl, wir spannen an und heben die Pflüge in den Garten. Martin jagt die Pflugscharen in die Erde und bringt mit einem „Apru!“ seinen Braunen zum Stehen. Auch ich halte meinen Rappen an und will

fragen, wie und wo man pflügen muß. Ich fürchte, daß der Wirt uns bemerkt, ich habe schreckliche Angst vor ihm.

Aber Martin öffnet ruhig sein Tabaksäddchen und stopft gemächlich seine Pfeife. Das Zubinden des Säddchens geht langsam und feierlich vor sich, als wäre es eine äußerst wichtige Handlung.

„Was, du rauchst nicht?“ fragt Martin erstaunt. „Und hast nicht mal 'ne Pfeife? Nu, wie denkst du denn hier den Sommer hinzubringen? So hältst du es nicht aus! Aber wenn du 'ne Pfeife hast, mußt du doch mal den Gaul anhalten, um sie dir zu stopfen.“

O, das war eine ganze Schule mit der Pfeife, die ich damals noch nicht kannte.

Martin ist ungefähr fünfzig Jahre alt, er geht breit-spurig, gemächlich wie ein großer Bär. Sein ganz graues Haar ist wie nach der Nacht abgeschnitten und steht wie ein Kranz um das ruhige Gesicht.

Als ich vom Pflügen spreche, sieht er mich überlegend lächelnd an:

„Fehlt es dem lieben Gott an Tagen und dem Wirt an Arbeit?“ Das war die größte Weisheit und tiefste Philosophie, die der Alte mich gelehrt hat, seine ganze praktische Klugheit lag darin.

Dann fingen wir zu pflügen an. Ich war jung und unbedacht und trug fast den Pflug auf den Händen, nach einer Stunde schmerzten sie mich und ich wünschte, Martin sollte doch öfters sein Pfeischen stopfen.

Als ich mich auf den Pflug setzte, fühlte ich meine Wangen glühen, meinen erhitzten Körper dampfen und die Stirn unter dem Müzenschirm war naß. Heimlich wischte ich den Schweiß ab, ich schämte mich vor Martin.

[Die Sonne steht nun schon über dem Wald, Wiesen und Felder sind weiß vom Tau. Die ganze Luft ist voller Vögel, Klänge vermischen sich mit Klängen und Rufen einander. Weit, weit tief im Walde balzt der Birkhahn. In den Weiden am Fluß rufen die schlanken hübschen Pirole, aus dem Sumpf hört man die Kiebitze schreien, und wie Arunken fließen die endlosen Lerchenlieder ohne Ende.

Aus den aufgepflügten Furchen steigt Feuchtigkeit wie ein leichter Dampf auf, und die Morgensonne saugt sie ein. Die Faulbäume sind heute weiß und still, der Wind ist noch nicht erwacht. Die Apfelbäume hängen über den Zaun und es ist, als könne man hören, wie die Knospen springen und ihre harzigen Schuppen abfallen. Die Fruchtbarkeit der Erde, ihre Fülle, will die Schale sprengen, um ein neues großes Wunder zu gebären.

Aber ich denke an die Arbeit. Außer meinem Leben und meinen Kleidern habe ich nichts. Ich habe kein Haus, keinen Obstgarten, kein fruchtbares Land, nicht einmal dieser Pflug gehört mir. Aber ich fühle mich dennoch wohl, denn ich bin jung und will leben. Nur ergreift mich bisweilen Wehmut mit ihrer unsichtbaren Hand, und in der stillsten Stunde leide ich und weiß selbst nicht warum. . .

Ein Garten ist aufgepflügt, nun kommt das Frühstück. Wir führen die Pferde in den Stall und füttern sie, denn das Gras ist noch zu klein, die Wiesen sind nur gelb von Butterblumen.

An der Zimmertür steht, in ein Tuch gehüllt, Martins Frau. Sie sieht ihm ähnlich — es sind dieselben schlauen Augen. Jetzt ist sie aber betrübt und jammert der Wirtin etwas vor. „Nu is mein Leben zu Ende. Ausdorren und vertrocknen werd' ich.“

Die Wirtin fragt sie mitleidig: „Hattest du denn nichts bei der Hand? Konntest du nicht wenigstens ein Zuckerstückchen schnell in den Mund nehmen?“ — „Ach nichts, nichts hatte ich... Ich steckte die Hand in die Tasche — leer, ganz leer. Ich war kaum fünf Schritte vom Hause und da hör' ich, wie er ruft...“ Und sie wird noch betrübter.

Martin kommt hinzu: „Na, was is los?“

Auch die Mägde kommen neugierig. „Als der Ruckuck heute rief, hatte sie nichts bei sich,“ erklärt die Wirtin. — „Wär' es noch ein andermal, man könnt' es ertragen. Aber gerade jetzt bei Alt-Vicht¹⁾. Weiß der liebe Herrgott, was nun kommen wird...“

Alle sind betrübt, daß solches Unglück die Frau getroffen hat.

Nur Minna, die junge Magd, lacht: „Deine armen alten Knochen, ach Gott, was wird nun kommen!?“

Auch mir kommt das Lachen. Ach, ihr Vögel unter dem Himmel, würdet ihr alle mich besingen und rufen, dann wär' ich voll Lieder und Freude.

Zum Frühstück bekommen wir einen dünnen Mehlbrei mit Schweinefett und Buttermilch. Ich habe einen königlichen Appetit, und der abgenutzte Löffel geht wohl fünfzigmal zum Munde.

Als ich nach dem Frühstück den Pflug nehme, fühle ich einen starken Schmerz, und dieser Schmerz verließ mich nicht bis zum Herbst, nur war er immer an einer anderen Stelle, je nach der Arbeit, die ich getan hatte.

Die Sonne steht schon hoch, wie auf einem Berge, und gießt in Strömen ihre betäubende Glut herab.

¹⁾ Abnehmender Mond.

Die entfernteren Gegenstände schimmern und leuchten in der aufsteigenden Feuchtigkeit. Die Luft wird immer drückender.

Ich pflüge schon den zweiten Garten, mir gegenüber sind gerade die Fenster des Wirtes, unter welchen zwischen Blumenbeeten Fliedersträucher wachsen. Die Fenster sind von weißen Gardinen verhängt, durch die sich grüne Blätter zwängen — da müssen wohl viele Blumen sein, wer weiß, wie es da aussieht?

Der Wirt hat eine kleine Tochter von ungefähr zehn Jahren, mit kurzgeschnittenem Haar, wie bei einem Jungen. Ich habe auch erfahren, daß der Wirt eine große Tochter hat, die in der Stadt zur Schule geht, ich weiß aber nicht, wie sie heißt.

Hier ist sie wohl gegangen, denke ich. Wenn ich sie doch einmal sehen könnte!

Und dann fängt meine Phantasie zu arbeiten an. Ich vergesse mich und male mir lange Geschichten von ihr und mir aus. Ich fühle nicht, wie der Pflug geht, wie die Hände schmerzen.

In den Apfelbäumen summen große Fliegen und Käfer. Mein Hemd klebt am Körper, die Sonne drückt immer mehr. Da fällt es mir ein, daß ich ja anhalten kann, um den Rappen ein wenig erholen zu lassen.

Um die Mittagszeit reparieren wir Wagen, Eggen und andere Geräte, noch sei nicht Zeit zum Mittagsschlaf, meint der Wirt.

Erst am Abend, als der rötliche Streifen am Himmel verblaßt, komme ich in meine Klete.

Auf dem Tisch steht ein grüner Krug mit Blumen — Hahnenfuß, Gräser und Faulbaum. Ich weiß nicht, wer sie gebracht hat, aber mein Herz wird leicht und froh

wie ein Vogel. Ein süßer Schauer erfasst mich und unwillkürlich muß ich lächeln. Ich will diese Blüten näher betrachten, vielleicht haben sie etwas Besonderes. Aber es ist nichts Besonderes da — ganz gewöhnliche Blumen. Ich muß an Minna denken, welche heute so fröhlich über den Ruckuck gelacht hatte. Wie weiß und jung sie war. . . Hab' vielen Dank, Minna, wenn die Blumen von dir waren!

Obgleich die Müdigkeit so groß ist, wie ich sie lange nicht empfunden habe, bin ich glücklich, ich weiß selbst nicht warum. Ist das einfach Lebensfreude, sind das unausgeschöpfte Kräfte der Jugend, die mich erfüllen? Ist meine Freude nicht unbewußt, wie die einer jungen Pflanze, die voller Saft in der warmen Sonne blüht? Aus der Naturgeschichte wußte ich, daß Pflanzen und Tiere unbewußt leben. Vielleicht bin auch ich nur eine Blume, eine Pflanze?

Einerlei, ich fühle mich glücklich!

Es dauert nur einen Moment, bis ich mich ausstrecke, das Laken über die Schulter ziehe, ein süßer Schlaf erfüllt mich, ich werde so schwer wie ein Stein, der in die Tiefe sinkt. . .

Die Zeit des Säens beginnt, und die Tage vergehen nur auf dem Acker. Wir gehen hinaus die Furche zu ziehen, sobald man nur sehen kann. Auch der Wirt ist jetzt tätig. Er zieht die Saatsfurchen mit dem Fuß, wirft eilig die Saat mit einem breiten großen Wurf, und wir sputen uns, sie einzupflügen.

Obgleich es noch kühl ist, dampft die Erde. Wir frieren die Füße, denn ich pflüge barfuß. Auch auf den benachbarten Feldern wird überall gesät, gepflügt,

geeggt. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, ist es mir, als hätte ich einen religiösen Kultus mitgefeiert an frühen Frühlingsmorgen, immer bei Sonnenaufgang.

In der einen Seite habe ich Stiche und bin daher froh, als Minna das Frühstück bringt. Sie legt es auf den Feldrain zwischen den Löwenzahn und deckt es mit einem weißen Tuche zu.

Die Pferde werden ausgespannt und weiden am Grabenrand. Nach dem Frühstück lege ich mich auf die kühle Erde. Die Bienen summen in den Blumen, die Sonne wärmt und der Schlaf legt mir wieder seine Decke auf die Augen. Ach, dieser unendliche Schlaf!... Als ich wieder aufstehe und zur Arbeit gehen muß, taumle ich wie in Trunkenheit.

Eines Abends, als wir die Pferde ausspannten, sagte der Wirt: „Ihr müßt heute nacht die Pferde hüten. Es is kein Heu mehr da.“

Nach dem Abendessen setzen wir uns auf die Pferde. Wir nehmen Decken mit und Martin zieht einen dicken, alten Wintermantel an. — „'s wird kalt sein,“ sagt er.

Die Weide liegt anderthalb Werst vom Hause, am Flußufer, wo die kleinen Korbweiden und Sträucher wachsen.

Wir zünden ein Feuer an, Martin raucht sein Pfeifchen, brummt und flucht.

„Hier kannst du frieren und hüten! Weder bei Tag, noch bei Nacht hast du deine Ruhe. Und das arme Viehchen, was bekommt es hier? Is ja noch gar kein Gras!.. Pfui, wie die Mücken einem in die Augen kriechen! Nicht mal vorm Rauch fürchten sie sich. Ach, solche Teufelskreatur!“

Die Nacht ist kühl. Ich friere, zittere und wälze mich von einer Seite auf die andere. Mein Gesicht juckt —

von den vielen Mückenstichen ist es angeschwollen. Martin schläft fest — wie in einer Lethargie.

Am anderen Tage darf ich zwei Stunden mittags schlafen. Aber dafür muß ich in der nächsten Nacht allein hüten, eine Nacht ich, eine Nacht Martin.

Und dann fangen die nächtlichen Hütungen an. Ach, diese schlaflosen, schönen, einsamen Nächte! Wieviele sind ihrer so vergangen!

Ich sitze auf dem mittleren Pferde und halte noch eins an jeder Seite. Die Abendröte zeigt uns den Weg, die Luft ist weich und warm — es sind die letzten Maitage.

Die Pferde sind müde. Durch meine Kleider hindurch fühle ich die Wärme ihres erhitzten Körpers, auch meine eignen Glieder sind voll Mattigkeit.

Aus dem Fluß steigt der Nebel, so fein und durchsichtig wie Spinnweben und so rein, daß die Feen ihre Königin hineinbetten könnten. Ich erinnere mich, daß ich von Feenreigen gelesen habe, aber nun glaube ich an nichts mehr. Ja, unlängst las ich noch kluge Bücher... Ich reite den Fluß entlang. Der große Ralmus steht bewegungslos, aber die kleinen Gräser und Stengel biegen sich leise — die können wohl den ganzen Sommer hindurch niemals Ruhe finden. Vom Fluß kommt Kühle und ein Geruch nach Wasserpflanzen, der ganze Fluß erscheint mir wie ein lebendiges Wesen, voll Bewegung und Geheimnis.

Dort, wo das Gras höher und weicher ist, kopple ich die Pferde und zünde ein Feuer unter den Ellern, bei den dichten Tannen am Hügel, an. Der Rauch steigt ganz gerade empor, wie von einem Altar, wenn die Götter das Opfer annehmen. Ich breche grünbelaubte Ellernzweige ab und lege sie auf meine Schlafstätte.

Aber ich beschließe, nicht zu schlafen: ich fürchte, daß die Pferde sich verlaufen könnten, auch darf ich nicht verschlafen, denn mit Sonnenaufgang muß ich wieder zu Hause sein und den Pflug führen.

Ich wandre am dampfenden Fluß — die keuschen, weißen Wasserrosen sind kühl und unerreichbar, und ich möchte mir eine von diesen verführerischen Wasserjungfrauen holen. Die gelben Fasern in der Mitte sehen so aus, als hätte die Sonne des Tages ihre Strahlen hineingegossen.

Das gelblichrote Leuchten zieht von Westen nach Osten, aber der ganze Norden ist schon hell, hinter den Wiesen sieht man die dunklen Tannen wie mit Kohle gezeichnet auf dem hellgelben Himmelsstreifen.

Der Wald ist still, wie ausgestorben. Alle kleinen Vögel schlafen, die gelben Lieder haben sich über den warmen klaren Augen geschlossen — auch über sie ist eine Lethargie gekommen.

Nur die Mücken summen und es sind ihrer soviel in der Luft wie Staub.

Meine Schritte werden schwer... Ich lege mich auf die Ellernzweige und bedecke mich mit einem Mantel. Langsam prasselt das Feuer, sacht, sacht umfängt mich der Schlaf. Dann schrecke ich empor, ich fürchte wieder einzuschlafen und sehe nach den Pferden. Sie fressen eilig das dünne Gras, da lege ich mich wieder zurück mit dem Ohr auf die Erde und höre deutlich jeden Schritt, jedes Abzupfen des Grases. Ich betrachte die Tannenzweige über mir, beim Feuerschein sehen sie so unwirklich, wie gemalt aus... meine Augen fallen zu... erschreckt wache ich auf... und so geht es bis zum Morgen in einer Qual, in Aufregung.

Der Wachtelkönig verstummt. Die Morgenröte erblüht. Die Stare pfeifen über der Wiese, der Nebel ist dichter und weißer geworden, der Himmel ist wie Bernstein.

Ich reite nach Hause. Eine Nacht meines Lebens ist dahin.

Aber als die Sonne aufgegangen ist, bin ich froh und stark wie immer — meine quellenden Tage schützen mich.

IV.

Die Tage kommen und gehen, gehen und kommen, einer ist dem andern so gleich, daß sie alle in einen langen Tag zusammenfließen. Und dennoch sind einige von ihnen so schön, wie die großen Sonnenblumen am verfallenen Zaun, oder wie Mädchen, die über meinen Weg gingen, und deren Lachen ich sah — das Lachen und die Grübchen auf den Wangen und — der Lippen springjunges Blut.

Meinen Arbeitsweg gehe ich schon ganz mechanisch und mit den wenigen Menschen bin ich wie verwachsen, noch heute sehe ich sie alle deutlich vor mir.

Der Wirt — durchdrungen von praktischer Klugheit und nüchternem Materialismus — war mir im ganzen Hause am wenigsten sympathisch. Wie ein Totenkäfer nagte er an seinem Leben bedächtig-langsam. Einige Male in der Woche fuhr er zum Markt in die Stadt, um die jungen Hühner, Eier, Butter und Getreide zu verkaufen. Nachdem er seinen Schnaps oder eine Flasche Bier getrunken hatte, kam er zurück und zählte das viele Geld. Sein Hab und Gut hielt ihn wie einen Gefangenen gefesselt und über jede Kleinigkeit knurrte und fluchte er.

Aber am Sonntag betete er und sang Kirchenlieder. Armer Mensch, dachte ich häufig. Ich habe ihn auch jetzt nicht vergessen und frage mich oft, ob er seinen Lebenslauf schon beendet hat, oder noch immer an der Erde klebend um seinen Besitz kriecht.

Die Wirtin war immer still und zurückhaltend. Etwas Gequältes, Unglückliches lag in ihrem Gesicht, wer weiß, was ihr fehlte, von den größten Leiden erfahren wir ja nichts. Zu den Knechten war sie immer gütig, nicht ein einziges böses Wort habe ich von ihr gehört.

Den Hirt, Gust, sah ich fast nur beim Trinken und Essen, er glich einem rothhäutigen Apfel. Bisweilen waren seine Füße von der Feuchtigkeit aufgeplatzt und geschwollen. Dann weinte er im stillen, und die Wirtin schmierte seine Wunden mit Öl oder saurem Schmand. Er flocht sich seine Bastchuhe selbst, zur Erdbeerenzzeit brachte er täglich der kleinen Anna von den duftenden Waldfrüchten und lächelte glücklich, wenn das Mädchen sie annahm.

Vom Fichtenbaum hatte er sich eine Flöte gedrechselt und blies verschiedene kurze Melodien darauf. Aber seine Hirtenflöte klang in wehmütiger Schwermut, wenn er des Abends, das Vieh nach Hause treibend, ein Lied der untergehenden Sonne blies, der Sonne und seinem Lebenstage, den er im Walde begraben hatte.

Minna war ein helles, verschämtes Mädchen, den zweiten Sommer diente sie bei dem Wirt. Wenn ich mit ihr sprach oder sie um etwas bat, reichte sie mir den erbetenen Gegenstand so hastig, daß er ihr beinahe aus der Hand fiel und lief verwirrt fort.

Ihre jungen, gelenkigen Glieder waren noch unentwickelt, aber sie trug schwere Wassereimer und han-

tierte den ganzen Tag im Ruhstall. Wenn ich vorüberging, bewunderte ich im stillen ihre hübschen kleinen Füße und die biegsame Gestalt.

Sie liebte Blumen und arbeitete dann und wann bei den Blumenbeeten, dafür durfte sie sich Sonntags eine von den Blüten anstecken. Auch band bisweilen die Wirtin ihr ein helles, seidenes Tuch um, wenn sie zur Kirche ging, denn Minna selbst hatte nichts, sie war arm, wie eine Bettlerin.

Eva, die andere Magd, mit dem roten Gesicht, der gedrungenen Gestalt und den vollen Brüsten, war schon ältlich — nahe an dreißig. Sie war böse und schrie Menschen und Tiere so an, daß man es weit hörte.

Nach getaner Arbeit ins Bett, vom Bett an die Arbeit war das einzige, was sie verstand. Tanzen aber wollte sie noch sehr gern und verschmähte keinen einzigen Mann. Wenn sie die Eimer trug, wogte ihr großer Busen und mich durchlief jedesmal ein unangenehmer Schauer.

Einmal knetete sie Brot im großen Trog. Ich hatte eben zu Mittag gegessen, als ich an ihr vorbeiging, sie hatte nackte Arme und trug ein tief ausgeschnittenes Hemd.

„Jahn, reich' mir Wasser, das Brot wird sonst zu hart,“ rief sie mir zu. Ich gab ihr den Krug.

„Nun, gieß doch, gieß doch,“ befahl sie und drängte sich an mich. Ich sah die halbnackte Brust, und mir wurde von ihrem Schweiß- und Körpergeruch schwindelig. Sie aber sah mich fest an, es war, als schütte man auf mich glühende Funken, und ich ging fort.

„Ach, du dummer Jahn, weder verstehst du so, noch so,“ sie lachte ihr nacktes, herausforderndes Lachen und fing an zu schimpfen. „Ach, du Teufel, so ein Hundesohn...“ Und sie lachte noch immer.

Ich ging hinaus und zitterte vor Ekel. Warum schalt sie mich? Was hatte ich ihr getan? Beschämt schlich ich beiseite.

Mit Martin war ich am meisten zusammen und kannte ihn am besten. Er lehrte mich ohne Hast zu arbeiten, die Arbeit lief ja nicht fort. Weder liebte er die Arbeit, noch haßte er sie — er arbeitete maschinenmäßig. Martin glaubte an Geister und war überhaupt sehr abergläubisch. Hundert schreckliche Gespenstergeschichten wußte er zu erzählen und bürgte immer für ihre Wahrheit. Ich glaubte weder an Gott noch an Teufel, die Schulen hatten mich ganz verdorben. Aber wenn Martin erzählte, überkam mich häufig ein Grauen — vielleicht war das alles doch wahr?

Sein Haar wuchs bis zu den Augen, die Nägel an seinen Zehen waren breit wie Pferdehufe, ich mußte, wenn ich ihn sah, an Atlas denken, oder einen Stier, einen Zentauren.

Häufig gedachte er seufzend der alten Zeiten. Sein Gesicht nahm dann einen ganz anderen Ausdruck an.

„Nu, jetzt haben wir es ja gut. Du meinst schwer? Gewiß, es ist auch jetzt nicht leicht, aber als die Leideigenschaft noch war... daß Gott bewahre...! Einmal hatten wir Roggen gemäht, die Fuder waren vollgeladen, und wir fuhren zur Kiege. Da kommt unser Baron gefahren. Dem einen Arbeiter schleifen die Ähren so ein bißchen am Rade. Das sieht der Baron, ach! und fängt an zu schreien: ‚Du Hund, du wirfst hier mein Getreide verstreuen! Ich werde dich lehren!‘ Wütend rennt er hinzu und schlägt mit seinem eisernen Stock aus aller Kraft dem Arbeiter über den Rücken. Der Mensch fällt hin — das Rückgrat war gebrochen.

Ach, unser alter Baron war sehr stark! Auf der Stelle starb der Mensch. Kein Hahn hat nach ihm gekräht. Wie seine Frau und die Kinderchen geweint haben!...“

Ja, Martin wußte viel... Und wieviel ein Mensch ertragen kann — es gibt gar kein Maß dafür.

V.

Die Faulbaum-, Apfel- und Fliederblüten sind verwelkt — nun blüht schon der Roggen. Wie gelbe Füllen jagen die Blütenstaubwolken von einem Felde zum andern. Und im Garten, unter dem Fenster, fängt leise der Jasmin seine Blüten zu öffnen an.

Martin und ich schmieren den Wagen, heute muß Dünger aufs Feld geführt werden.

„Nun nimm dich zusammen, Jahn,“ sagt Martin, „das Fräuleinchen ist zu Hause.“ — „Was für ein Fräulein?“ — „Nun, seine Tochter. Weißt du denn nicht? Ist aus der Schule nach Hause gekommen. Heut morgen mußte ich Almas Sachen in die Stube bringen.“

Dann ist sie also gekommen, denke ich, sage aber nichts. Es ist mir, als wäre auf unserem Gesinde alles anders geworden. Alma heißt sie... Und ich vergesse meine starken Schmerzen, die mich die ganze Zeit gequält hatten.

Wie sie wohl aussehen mag — diese Alma?

Und ganz unerwartet treffe ich sie. Ich komme mit dem leeren Wagen vom Felde und sie steht am Gartenzaun. Ich bin verwirrt und weiß nicht, was ich machen soll, nehme aber dann grüßend die Mühe ab.

Sie sieht mich, neigt ein wenig den Kopf und wendet sich fort.

Sie ist schlank wie eine Gerte, sie trägt schwarze Kleider und ihr braunes Haar ist dicht...

Was für einen Eindruck ich wohl gemacht habe? Alles an mir ist schmutzig. Sie hat sich vielleicht über mich geärgert? Warum mußte ich auch grüßen! Und hundert ähnliche Gedanken quälen mich.

Immer wieder muß ich an ihre schwarzen Kleider und ihr dichtes, dunkles Haar denken. Sie heißt Alma Grant. . . wie seltsam ist das alles! Aber was geht mich eigentlich das alles an?

Dann sah ich sie bis Sonnabend nicht. Aber am Sonnabend nachmittag habe ich etwas freie Zeit und der Wirt befiehlt mir, Humus zu den Blumenbeeten zu tragen.

Ich nehme eine alte Schüssel, den Spaten, fremple die Hosen bis zu den Knien auf und trage die fette, fruchtbare Erde, die nach Feuchtigkeit und Keller riecht, in den Garten.

Da duftet der Jasmin und unter den Apfelbäumen ist tiefer Friede.

An einem neuen Blumenbeet steht Alma und sagt: „Bitte, schütten Sie hier aus. . .“ und fühlt sich selbst ein wenig ungemütlich dabei. Ich schütte die schwarze Last zu ihren Füßen aus.

„Man wird sie verteilen müssen,“ meint sie.

Ich beeile mich, es zu tun, und mein Herz zittert, ich kann die Augen zu ihr, die dicht neben mir steht, nicht erheben. Ich sehe nur ihre schwarzen Kleider und die Füße, sonst nichts.

Eine Menge junge Asten liegen beim Beet. Diese Asten wird sie mit ihren Händen nehmen und pflanzen. Ihr lieben Blumen — wie beneide ich euch! —

Es fehlt noch an Humuserde, und ich gehe noch zum zweiten und dritten Male. Alma kniet vor dem Beet und pflanzt die Asten.

Als ich zum dritten Male meine Last niederlege, sagt sie: „Nun wird es genug sein. . . Erde ist wohl sehr schwer? . . .“

„Nein, Fräulein, gar nicht,“ erwidere ich, „wenn es nötig ist, bringe ich noch mehr.“

„Nein, nein, nun hab' ich vollkommen genug.“

Eine kleine Weile stehen wir einander gegenüber und wissen nicht, was zu sagen. Als ich fortgehen will, fragt sie mich: „Sind Sie schon lange Arbeiter, Jahuis?“

Da hebe ich zum ersten Male die Augen auf und betrachte genau und ruhig ihre Gestalt, ihre feinen Hände, die Augen, und vergesse fast, daß ich etwas erwidern muß.

„Schon das zweite Jahr, im ersten arbeitete ich bei Verwandten.“

„Für Sie ist das doch zu schwer. . .“, und leise senken sich ihre Augenlider. „Sie müßten anderes tun.“

„Warum etwas anderes? Ich kann ja auch so. . .“

„Nein, Sie müssen anders leben,“ viel sicherer klingt ihre Stimme und ruhig sieht sie mich an, wie ein kleines Mädchen, wie eine Schwester. Sie lächelt etwas und ich höre nur ihre letzten Worte: „Sie haben ein so seltsames Schicksal, darum sage ich es. . .“

Seltsames Schicksal! Ach so. Dann wußte also auch sie von meinem Geschick, und in mir erwachte Stolz und Haß. Was geht die Leute mein Schicksal an! Ich habe meine Kräfte versucht, meine Flügel ausgebreitet, sie waren zu schwach, aber ihr dürft euch nicht in meine Angelegenheiten mischen. Rührt meine Träume nicht an!

Gewiß, ich bin ein Knecht, ein Sklave, aber ich will es ja selbst, denke ich. Stolz und Haß wachsen in mir und ich will sie verlegen, weil sie so gesprochen hat.

„Mein Schicksal geht niemand etwas an. Ich lebe, wie ich will,“ sage ich erregt. „Ihnen geht es ja gut, was wollen Sie mehr?“

Das Blut saust mir im Kopfe, ich gehe schnell fort, sehe aber noch, wie sie dunkel errötend den Kopf zu den Aestern neigt.

Ich eile immer weiter und fühle, daß ich etwas Böses, was ich nicht hätte sagen sollen, gesagt habe. Schreckliche Reue ergreift mich, ich muß immer wieder an meine Worte denken. Ich versuche mich zu beruhigen, mich mit meiner Lage abzufinden und damit, daß ich ein Knecht bin, der für sechzig Rubel jährlich und freien Unterhalt seine Kräfte zur Ausbeutung, einer Maschine gleich, verkauft. Meine Tage gehören nicht mir, ich kann nicht einmal denken, all' meine Gedanken zerbrechen wie an einer toten Wand. Die Nacht vergeht in einem dem Tode ähnlichen Schlafe, und tags quäle ich meine Glieder, nicht einmal zur Sonne darf ich hinausschauen, — auch die Augen gehören der Arbeit.

Und darum laßt mich doch in Ruh', ihr glücklichen, weißen Menschen — ich werde für euch arbeiten, was geht euch aber sonst ein Sklave, ein Hund an?!

Meine Wunde ist aufgerissen, Leid durchdringt mein ganzes Sein. Und wenn auch mein Leben im Sumpf versänke, so bin ich doch stolz und brauche kein Mitleid. Nur kein Mitleid!

Aber am Abend, wenn des Tages Arbeiten getan sind und leise die Nacht kommt, findet auch mein Herz Ruhe. Ich bedaure das Geschehene und möchte so gern mit den andern froh sein. Das ist ein Fehler meiner Seele, daß sie Weinen und Lachen zu leicht wechselt.

Ich liebe Alma und möchte mich bei ihr ausweinen. Sie war doch zu mir so gütig...

Den nächsten Sonntag habe ich frei. Der strahlende Tag ist voll Sonnenkraft. Ich ziehe meine besten Kleider und Stiefel an und gehe fünf Werst zur Kirche. Die Predigten des Pfarrers liebe ich nicht und höre ihnen nie zu. Die tausendmal wiederholten Worte sind hart und trocken wie Steine; wie der ewige Alltag sind sie.

Aber in der Kirche sind Bilder über dem Altar, und wenn die Orgel tönt und rauscht, erfüllt mich süße Freude.

Auch manche Lieder klingen schön — die vom Frieden und von reinen Herzen.

Und viele neue Menschen sehe ich in der Kirche, junge Mädchen in dünnen Sommerkleidern mit Blumen geschmückt, diese und jene kenne ich.

Als ich wieder zu Hause bin, ist alles in mir wach, und ich will irgend wohin weit, weit gehen. Und da heute niemand zu mir kommt — kommen meine Sehnsüchte...

Ich gehe über Wiesen, am Walde vorüber zum Fluß, der wie erstarrt in der Sonne liegt. Nur die Libellen fliegen von einem Ufer ans andere, und seltsamer Friede kommt vom warmen Wasser.

Die mächtigen Eichen am Ufer stehen wie in Gedanken versunkene Priester.

Hoch in der Luft schwebt der Habicht. Alles ist ertrunken im ersten Taumel der schwellenden Kraft.

Als die Sonne schon niedrig am Himmel steht, gehe ich nach Hause, aber das Verlangen der Weite ist in mir noch größer geworden.

Vor der Haustür sitzt Martin und schwagt mit den Weibern. Ich weiß nicht, warum ich nicht bei ihnen bleiben kann.

Eine krankhafte Unruhe hat mich ergriffen, bald will ich weinen, dann wieder kämpfen und toben.

Als alle schon schlafen gegangen sind, wandle ich, einem in der Ferne verklingenden Liede lauschend, wie ein Mondsüchtiger umher.

Ich denke nur an Alma und will sie sehen; das eine Fenster ist geöffnet, man hört leise Schritte und Stimmen, aber niemand kommt heraus.

Und ein heißes Verlangen erfasst mich, weit von hier fort zu sein, ein anderes Leben zu fühlen. Ja, Alma, du hast recht, ich bin nicht für dieses Leben geschaffen, ich muß ein anderes suchen. Vielleicht aber muß ich gar nichts tun, vielleicht bin ich ein anderes Wesen, nicht wie alle. Ich denke an meine Freunde, mit denen ich noch unlängst zusammen war, — wie wir dort sangen, stritten und tanzten, und wie hell die Lichter brannten. Auch viele Blumen waren dort und ein Mädchen — vielleicht eine Alma. Jetzt würde ich zu ihr hinzugehen und ein Wort sprechen, das noch niemand vorher sprach und dann stolz meinen Weg allein weitergehen. Ich würde etwas Großes werden, vielleicht ein berühmter Künstler oder Gelehrter, und würde alle andern in den Schatten stellen nur — um ihretwillen.

Und dann fange ich meine endlosen Träume zu träumen an...

VI.

Johanni ist vor der Thür und ich mache den Tanzplatz auf unserer Tenne zurecht, der Wirt hatte nichts dagegen.

Schon vom Vormittag an bin ich frei, es ist ja der Tag vor Johanni und ich selbst heiße ja Johann.

Ich spanne den Rappen an und fahre in den Wald nach Grünwert. Ich fälle grünschimmernde Birken und lade ein ganzes Fuder von üppigen Maien auf. Auch Bilbeer- und Eichenzweige hole ich — alles ist ja Johanni-
traut!

Aber es ist immer noch zu wenig, und erst als drei große Fuder Grünwert vor der Kiege liegen, beginnen wir mit dem Einrichten und Schmücken.

Minna und der Hirtentnabe Gusti helfen mir — zum Glück haben auch sie einen freien Tag.

Zuerst wischen wir mit Zweigen das Stroh und den vielen Staub von den Wänden und der Decke ab. Minna ist heute besonders fröhlich, wird sie doch Wirtin des Balles sein und ich der Wirt.

„Nun Gusti, bring die Maien her!“ rufe ich und steige selbst auf die Leiter. Ich stecke die grünen frischen Birken zu beiden Seiten der Querbalken ein. Es ist viel Arbeit, wir eilen uns sehr, fühlen aber weder Hunger noch Müdigkeit. Das Schmücken ist so entzückend feierlich.

Am Nachmittag sieht die Kiege wie eine Laube aus — wohin man nur schaut, überall ein grünes duftendes Dach.

Ich rechne, wieviel Gäste wohl kommen werden. Die reichen Wirtstöchter der Umgegend werden wohl auch da sein — Alma wird sie benachrichtigt haben. Nun, und ich habe die Ehre — ich bin ja der Arrangeur.

Als der Tag erlischt, kommt Andris — sein Wirt hat ihn heute früh beurlaubt. Er ist noch in Arbeitskleidern und muß noch einmal zurücklaufen, um sich umzukleiden.

„Teufel! Das sieht bei euch wie im Paradiese aus. Zahnis, du hast ja den ganzen Wald hergeschleppt,“ ruft er, voll Staunen unsere Dekoration bewundernd.

„Nun, wenn schon, denn schon,“ sage ich, „wir können uns doch nicht blamieren.“

Es wird weiter gearbeitet. Alle Bänke und Stühle bringen wir aus dem Hause und stellen sie an die Wände. Aber es ist noch immer zu wenig, wo werden die vielen Leute, und besonders die jungen Mädchen sitzen? Bänke werden improvisiert: ich hole frische, noch ungehobelte Bretter aus der Wagenscheune und lege sie auf runde Klöße. Die Luft riecht betäubend nach Harz und welken Birkenblättern. In mir ist die Freude klingend hell, und das Herz kann den Jubel kaum zurückhalten. Ich bringe den Tisch für die Musikanten, Minna deckt ein weißes Tischtuch auf und stellt einen Krug mit Blumen hin. Dann werden noch die Lampen in jeder Ecke angebracht und in der Mitte der Decke der Kronleuchter. Ich hole Schnaps für die Musikanten, denn ich weiß, wie gern sie trinken. Für Bier wird der Wirt selbst sorgen.

Unsere Musikanten werden Awotin mit seiner berühmten Harmonika und Blette, der Geiger, sein. Man hat ihnen einen ganzen Rubel für den Abend versprochen, aber dafür dürfen sie nicht faulenzeln.

So, — nun ist alles in den Hauptzügen fertig und wir gehen uns waschen und umkleiden.

Ach, diese große ungetrübte Freude! So voll Stolz und tausend Gedanken und Erwartungen ist das Herz! Und trotz des langen Tages fühlt man gar keine Müdigkeit.

Die Sonne ist untergegangen, der Abend ist herrlich. Ich habe mich umgekleidet und sehe gar nicht wie ein Bauernjunge aus: ich habe einen weißen Kragen, einen bunten Schlips und fühle mich wunderbar leicht.

Noch niemand ist zu meinem Ball gekommen. Andris

und ich gehen auf und ab durch unsern geschmückten Tanzsaal. Vor zehn, elf Uhr ist wohl niemand zu erwarten — alle haben vor dem Feiertag viel zu tun.

Aber da kommt schon mit Lärm die Musik. Laut wird ein Marsch gespielt. Das ist gut, — weit und breit soll man von unserem Fest hören! Teufel, hat der Blette eine feurige Geige!

Ich hole gleich für die Musikanten eine Flasche Schnaps, wir trinken und essen dazu Käse. Dann kommt auch der Wirt und Martin, und dann sind auch schon alle andern Gäste da. Die Mädchen haben Kränze und Blumen, einige singen Lihgolieder¹⁾.

Ich trage im Knopfloch eine rote Päonie aus Almas Garten, wie sie in meine Klete gekommen ist, weiß ich nicht.

Ich nehme mir vor, Alma gegenüber heute sehr stolz und zurückhaltend zu sein.

Ein heißer Wirbelwind ergreift mich, als ich sie in der Schar ihrer Freundinnen erblicke, aber ich tue, als ob ich sie nicht sehe. Ich will aber heute ihretwillen schöner, ich will mehr als alle andern sein.

Die Musik fängt an zu spielen, und ich nehme Minna und tanze mit ihr. Das süße Bier jagt mit rasender Schnelligkeit das Blut durch die Adern, ich bin leicht wie ein Habicht und will immer toller und toller fliegen.

Ich werfe die Mühe fort, wische den Schweiß ab und rufe: „Jungen, so tanzt doch! Die Mädchen können ja alt werden vor Langerweile!“

Die Erde dröhnt, die Tanzenden lachen.

¹⁾ „Lihgo“ hieß bei den alten Letten der Gott der Freude. Ihm zu Ehren wurde das Johannifest gefeiert.

„Spielt, spielt!“ schrei ich den Musikanten zu, „Mazurka, Zandalin¹⁾!“

Meine Füße sind voll Feuer, ich kann nicht stehen. Ich fange die Mädchen und drehe sie, eine nach der andern, bis zur Betäubung. Sie sind alle erhitzt, müde. Ihre Kleider sind feucht und es scheint, als müsse das gesunde quellende Fleisch die Nähte der dünnen Kleider zerreißen.

Viele Blumen fallen auf die Tenne und werden von den Tanzenden zertreten. Ich tanze wie ein Wirbelwind, und manch gutes Mädchen fleht: „Jahni, nun ist es genug! Bitte, bitte, lieber Jahni, laß mich, ich kann nicht mehr.“

Ich fühle keine Müdigkeit und fordere die stolzen Wirtstöchter, Almas Freundinnen, auf. Mit ihnen bin ich ganz Kavalier, und alle wundern sich darüber.

Alma erwartet, daß ich auch mit ihr tanze. Aber ich bin viel zu stolz. Nach Mitternacht, zum Damenwalzer, kommt sie zu mir, legt leise ihre Hand auf meine Schulter und fordert mich auf. Und ich tanze mit ihr...

Und dann geschieht etwas Seltsames. Sie ist so jung, so hübsch, so biegsam, ihr Atem geht so leicht und schnell. Ich will ihre Hand fester drücken, ich will sie näher an mich heranziehen. Noch näher... ganz nah. Ich schließe die Augen und stelle mir vor, daß sie in meinen Armen liegt und — — mir nicht widersteht...

Ich bedanke mich und gehe erhitzt aus dem Tanzsaal hinaus. Meine Freude und Sorglosigkeit ist zu Ende. Ich bin nicht mehr stolz, neue Empfindungen sind meiner Herr geworden.

Ich kehre zu den Tanzenden zurück, ich muß in ihrer

¹⁾ Lettischer Tanz.

Nähe sein, ihren Atem fühlen und ganz vorsichtig ihr Kleid berühren. Unter Hunderten fühle ich ihren Blick heraus, ich glühe wie eine Kohle und weiß nicht mehr was ich tue.

Die Mädchen kommen zu mir und bitten mich zum Tanz. Wie wohlwollend sie alle sind und wie gern sie mich haben. — Ach, ich bin jung und schön! Die Nacht wird immer heller, die Tanzenden schreien, aber in mir sind neue, ungeahnte Empfindungen.

Dann ist sie plötzlich verschwunden... Ich stehle mich in den Garten und wandle dort in Gedanken versunken. Auf einmal höre ich ihre Stimme, sie steht auf der Veranda und ruft mich: „Jahni, kommen Sie ein wenig hierher!“ —

Auf der Veranda brennt die Lampe, der Tisch ist gedeckt — Käse, Honig, Wein, viele Blumen und Kränze. Außer ihr ist niemand da.

„Wir wollen heute ein Glas Wein trinken — beide — zur Ehre Ihres Tages,“ sagt sie, und gießt den dunklen roten Wein in die Gläser. Ihre Hand zittert.

„Trinken Sie!“ — Und wir trinken.

„Nehmen Sie doch Käse, bitte, hier...“

Ich nehme ein kleines Stück.

„Nein, das ist zu wenig, nehmen Sie doch mehr! Und nun — noch Wein.“

Und wieder füllt sie die Gläser, ich weigere mich, mehr zu trinken, mein Herz klingt wie eine Glocke.

„Ach nein, das geht nicht! Noch ein Glas! Heute ist doch Johanni, Ihr Tag, Johann.“

Und wieder fließt die schwere rote Flüssigkeit ins Glas und ich trinke doch. Wir stehen beide ganz nah

beieinander, sie senkt die Augenlider und lächelt. Nicht ein einziges Wort kann ich sprechen.

„Alma!“ ruft der Wirt aus dem Zimmer, „bring mir Käse!“

Aber sie hört nichts.

„Trinken Sie! Trinken Sie!“, und ihre schmale feine Hand reicht mir ein Glas des schwarz-roten Weines.

Wie still es im Zwielicht der Veranda ist! Die welken-
den Kränze duften streng und Alma steht vor mir und
füllt mein Glas von neuem. Ich verliere das Gefühl
für Raum und Zeit...

„Alma! Alma!“ ruft der Vater ungeduldig. Man
hört Sprechen, Schritte, Lärm, die Tür wird geöffnet...

„Erwarten Sie mich hier,“ flüstert sie, und läuft fort.
Ich sehe, wie ihre Gestalt in der Tür verschwindet und
höre etwas auf den Fußboden fallen. Mein Weinglas
ist mir aus der Hand geglitten und liegt in seinen glühern-
den Scherben zu meinen Füßen. Der Wein fließt über
die Stufen. Mystischer Schrecken erfüllt mich, ich ver-
lasse die Veranda und gehe in den Garten.

Gelblich-grün ist der Tag im Osten erwacht. Scherzend
und lachend gehen die Gäste über die Felder nach Hause,
die Tenne ist fast leer. Nur Blette geigt noch, und die
Mädchen tanzen. Awotin schläft in einer Ecke, seine
Harmonika im Schoß. Die Alten streiten bei einer halb-
leeren Flasche Bier. Mein Fest ist zu Ende.

„Warten Sie hier, warten Sie hier!“ Nur diese
Worte höre ich und verstehe nicht, wo ich bin. Nicht der
Wein, sondern ihre Worte haben mich trunken gemacht...

Warum wartete ich nicht, warum ging ich fort?

Aber als die Sonne aufgegangen ist und der Tag
über blühenden Wiesen beginnt, überlege ich das

Geschehene und lache bei mir selbst. Das ist doch wirklich amüsant, daß Alma mich liebt! Ach, Mädchen, du denkst mich zu betören? Nein, noch niemand hat über mich geherrscht, und auch vor dir werde ich mich nicht beugen. Ich bin der schöne stolze Knechtsjunge, ich gehöre nur mir selbst, sonst niemand — nicht einmal dir!

Und mein junges Herz rauscht voll Kraft wie ein Strom, ich wiege mich in den Wellen und bin glücklich.

VII.

Der Drehschleifstein furr, die Sense singt. Ich drehe, Martin schleift die Sensen und prüft mit dem Finger, ob sie scharf genug sind. Der blaue Stahl gleitet glänzend, einem Hecht gleich, über die steinerne Scheibe. Martin erzählt mir von den riesigen Wiesen, wo das Gras bis zum Halse reichen soll und die Flursbuchten wie im Märchen blühen.

Dann schnitzen wir beide Zinken und Stiele für Harken, und als endlich alles fertig ist, beladen wir an einem Sonntagnachmittag den Wagen mit unseren Geräten, mit Kesseln, Schüsseln, Beilen und Eßwaren — die Wiesen sollen sehr weit sein.

Ich setze mich oben auf und Martin reitet voraus: er kennt den Weg. Wir fahren über Waldwege, über welche ein Jahr weder Menschen noch Pferde gegangen sind und wo in Tümpeln Legionen von Mücken leben. Der Wagen fährt klappernd und schaukelnd über ausgetrocknete Tannenwurzeln. Das Harz hängt in Bernsteintränen an den Nadelbäumen und duftet betäubend. Der Wald ist von Sonnenstrahlen durchglüht, sein Atem ist feurig. Große Bremsen und Fliegen umschwirren brummend die Pferde und zerstechen mir Hände und

Gesicht. Spinnen weben ihre Netze quer über den Weg, die silbernen Fäden bleiben an mir hängen, wenn ich beim Fahren das feine Gewebe zerreiße. Ungewöhnlich grün leuchten Birken, Moos und Farnkraut, und hoch über den Wipfeln klingt klar die durchhitzte blaue Luft. Es ist mir, als hätte ich damals nicht alles so deutlich und plastisch gesehen, wie jetzt in der Erinnerung.

Wir fahren und fahren endlos, und als wir aus dem schwarzen Walde herauskommen und am Ziele sind, ist es tiefer Abend.

Am Waldesrand, unter den Pappeln und Tannen machen wir Halt und steigen aus. Es ist mir, als wäre die Welt irgendwo weit am andern Ufer geblieben, und wir sind in einem neuen Lande, wo nur Vögel und Bäume sind und tief, tief die Stille atmet. Ein banges Gefühl vor der Allmacht und Nähe der Natur erfüllt mich, ich wage nicht mich zu rühren.

Martin hat Feuer gemacht, die Pferde am Wagen angebunden und legt sich schlafen. Aber ich sitze noch lange auf und sehe, wie die Funken gen Himmel steigen und plötzlich in der Nachtlust auslöschen... Im Walde knarrt irgend etwas und es scheint, als ginge etwas Großes, Schweres, Dumpfes durch die Bäume, nähere sich mir und schaue mich an. Da sind nur Nacht und Bäume, sonst nichts; aber ich halte dennoch den Atem an und höre — nur mein Herz schlagen...

Die Feuchtigkeit schleicht unter Kleider und Decken und ich friere. Als ich die Augen wieder öffne, sehe ich, daß es schon Morgen ist. Martin sitzt am Feuer und zieht seine Strümpfe an.

Auf den Wiesen liegt noch der Nebel, aber die Spitzen der Bäume sind rötlich — die Sonne ist aufgegangen.

Zitternd und fröstelnd kleide ich mich an, wir nehmen die Sensen und raschelnd sinkt das Gras unter unserem scharfen Schnitt. —

Um die Mittagszeit kommen die Mägde, der Wirt und noch ein Mäher. Nun beginnt das Waldleben zwischen dem Himmel, der grünen Ebene und den Bäumen.

Der Abend kommt, wir gehen in die Scheune und hängen unsere Sensen in Reih und Glied auf. Der Schweiß ätzt meine Haut, die Hände schmerzen. Ich gehe den Fluß hinunter, und wo die schwarzen Tiefen sind, werfe ich mich ins Wasser. Das Wasser ist wie gekocht und dampft ebenso wie mein Körper. Lange bade ich, und als ich herauskomme, fühle ich mich verjüngt und leicht.

Auf dem abgemähten Grase steht die schwarze Grünschildkröte, alle haben sich um sie gelagert und essen. Kleine und große Heuschrecken springen in die Grünschildkröte, niemand bemerkt sie, denn es dämmt schon.

Wir bringen das noch feuchte, betäubend duftende Gras zum Feuer und bereiten unser Nachtlager. Die Nacht ist wieder kühl, die Insekten surren und die armen Pferde können sich ihrer Peiniger gar nicht erwehren.

Ich erwache vom Schleifen der Sensen: alle sind schon auf den Füßen. Heute sind wir vier Mäher, auch der Wirt ist mit dabei, und ich schäme mich, zurückzubleiben. Der Tau fließt in Strömen über unsere Füße, seufzend fällt das dichte Gras unter der scharfen Sense. Die Schnarrwachtel fliegt schreiend über uns — wir haben beim Mähen ihr Nest zerstört. Braune und bunte Hummeln summen um uns, und bisweilen finden wir in Vertiefungen ihre Nester mit Honig und Waben. Martin trichtert diesen Honig in sein Fläschchen — das sei ein gutes Mittel gegen Halsentzündungen und böse Träume.

Wieder steht die Sonne im Zenit und der Himmel ist klingend blau. Da der Tau bis zum Mittag liegt, prophezeien alle trockenes Wetter für lange Zeit. Nur ich sehne den Regen herbei, vom angestrengten Mähen schmerzen mir alle Eingeweide.

Die ganze breite Ebene, so weit das Auge reicht, ist mit Arbeitern und Arbeiterinnen übersät. In den Bewegungen der Mäher, die großen weißen Vögeln gleichen, liegt ein bestimmter Rhythmus, es ist, als ob sie durch hohes Gras zu einem weitentlegenen Ufer schwimmen. Die Sensen singen. . . Die weißen Kopftücher und hellen Rattunkleider der Mägde leuchten in der Sonne. Jemand singt jubelnd. . . an der Scheune wiehert ein Pferd. Himmel und Sonne umfassen mit ihren Sommerarmen die von Lust und Freude erfüllten arbeitsfrohen Menschen.

Erst als alles in der Mittagsglut erstickt, darf ich meine Sense an einen Ast des Baumes hängen. Die Macht des Tages ist gewachsen, glühend breitet sich seine Herrschaft über alle und alles. Am Himmel schwellen weiße Wolken, und langsam dahingleitend, erinnern sie an die schneeweißen Rosse, auf denen unsere greisen Hauptlinge einst in den Kampf ritten.

Alle schlafen, ich aber gehe baden, und als ich zurückkomme, raucht Martin sein Pfeifchen und beschneidet die Nägel an seinen Füßen.

„Was treibst du dich um Mittagszeit herum, daß Gott bewahre“ . . . schilt er mich.

„Was ist denn dabei?“

„Als ob du es nicht wüßtest! Hast du denn nie gehört, wieviel Menschen gerad' um Mittagszeit sich verirrt haben und dann in Dunst verwandelt worden sind? Um zwölf geht allemal der Teufel durch die Welt.“

Es rauscht in den Tannen, irgendwo fällt ein Ast, eine unbestimmte Angst erfüllt mich: es ist alles so gewaltig groß und still um mich.

„Sieh, dort ein bißchen weiter ist das Moor, daß der liebe Herrgott dich behüt', in jene Gegend zu kommen! Stehst du dort, wo die drei Fichten stehen, geht ein Weg in den Wald, nun, und dort — es werden wohl zehn Jahre her sein — verdunstete ein Mensch.“

„Verdunstete?“ wiederhole ich ungläubig.

„Was wunderst du dich? Verdunstete, und aus war es mit ihm — ein Junge war's aus dem Witebsk'schen. Vier Tage hat die ganze Gemeinde den Wald durchsucht, aber wie sollten sie ihn finden?“

„Ist denn der Wald so groß, daß er nirgends hinauskommen konnte?“

„Wald bleibt Wald, mein Lieberchen. Wenn aber der Gottseibeius umgeht, dann hilft die Weisheit des Menschen nichts. Umsonst haben die Leute den Wald durchstreift und Zuhse! Zuhse! gerufen. Uhu! Zuhse! Wie ins Wasser gefallen war der Armste, aber seine Seele irrt durch das Moor bis an den heutigen Tag. So mancher, der um Mittagszeit dahin gegangen ist, hört seinen eignen Namen rufen. Der Schwarze sucht sich ein neues Opfer. Und wer dann antwortet, den holt er.“

„Wer holt denn, ich verstehe eigentlich nicht...“

„Nun, Zuhse natürlich. Ganz nah schleicht er sich heran, reicht die Hand und — verfallen ist der Mensch. Daß dich Gott behüte!... Heutzutage gibt es ja so überfluge junge Menschen, die an nichts glauben, aber des Teufels Macht wird dadurch nicht kleiner.“

Martin hat sein Pfeifchen aus dem Munde genommen und starrt auf die Wipfel der Tannen, als sehe er dort

etwas Besonderes. Sein Gesicht ist ein Meer von Gedanken. Ich möchte noch von all diesen grusligen Geschichten hören. Der Tag brennt, die Wiesen welken, noch immer schlafen alle, bisweilen nur fährt der Wind durch die Bäume... Ich spüre keine Müdigkeit und Martin erzählt weiter.

„Genau so ist es ja auch da ein bißchen weiter, beim Teufelsmoor. Wer da um Mittag vorbeigeht, sieht einen schwarzen Mann, der läßt keinen vorbei, ohne ihn zum Zweikampf aufzufordern. Einmal mußte am Sumpf Peter Grit vorbei — war schon ein Mann in Jahren — plötzlich steht der Schwarze vor ihm und will mit ihm ringen. Grit denkt: nun ist es aus mit meinem Leben, schlägt ein Kreuz und murmelt: Gott, Vater und Sohn, ach, steht mir bei! und packt mit diesen Worten den Schwarzen an. Als er das Vaterunser zu Ende gebetet hat, erdröhnt die Erde und verschlingt den Bösen. Nur ein Schwefelgestank blieb. Aber so gut geht's nicht jedem. Vor drei Jahren passierte was mit Kalnas Sohn, ach, der glaubte ja nicht an Gott, nicht an Teufel.“

„Und was geschah mit ihm?“

„Nun, der Schwarze kam heran, um Johanni war's, grad um zwölf. Kalnas Sohn war jung und stark wie eine Eiche und dachte, mög' der Schwarze nur kommen, und lachte dabei. Und was geschah? Am andern Morgen fand man ihn, auf der Erde lag er und stöhnte. Man brachte ihn nach Hause. Drei Monate spuckte er Blut und quälte sich sehr. Dann starb der Mensch, und war doch wie eine Eiche gewesen...“

Und so erzählt Martin immer weiter und weiter, den Schlaf haben wir beide vergessen. —

Eines Tages kommt Alma auf die Wiese. In ihrer weißen Bluse und dem gestreiften bunten Rock sieht sie wie ein kleines leichtes Vögelchen aus. Es ist das erste-mal, daß sie auf die weite Wiese kommt. Sie hat ihre eigne Harke und will mit den Mägden zusammen arbeiten.

Und wie immer, wenn ich in ihrer Nähe bin, flutet es heiß in meinem Herzen. Obgleich ich jeden ihrer Schritte, jede ihrer Bewegungen beobachte, tue ich, als bemerke ich sie überhaupt nicht.

Das Gras, welches wir in den vorhergehenden Tagen gemäht haben, ist heiß wie Feuer und ganz zu Tode ver-trocknet, wie Martin sagt. Am Nachmittag, als die Son-nenglut am stärksten ist, müssen wir es in die Scheune bringen.

Ich stehe in der Scheune und nehme das Heu, das Martin mit seiner großen Heugabel mir nach oben reicht, entgegen; Eva, die im Hintergrunde ist, packt das Heu. Alle andern bringen und führen das trockne Gras von der Wiese. Martin arbeitet wie immer, stumpf und eintönig. Mir ist die Kehle vom Staub ausgetrocknet, die Hitze würgt mich, mein Atem ist brennend, bisweilen wird es mir dunkel vor den Augen, aber ich darf in der Arbeit nicht innehalten. Durch die offene Luke sehe ich, wie die nassen ermatteten Pferde immer neue Fuhren herbeiziehen.

Nach zwei Stunden ist der größte Teil unter Dach und Fach und ich atme erleichtert auf.

Minna reicht mir ein Gefäß mit Wasser, das längst seine Kühle verloren hat, aber ich trinke begierig.

Am Abend freue ich mich trotz der Müdigkeit über die große Menge der Arbeit, die wir heute geschafft haben.

Minna kocht am Waldesrand die Grüge und unterhält sich mit Alma. Eva hat auf dem Hals und den Armen Sonnenbrand, sie feuchtet im Graben ein Handtuch an und kühlte die wunden Stellen lange.

Der Tag klingt ab, und wie ein großer weißer Flügel dehnt sich ein Wolkenstreifen über den ganzen Himmel. Der Wald schweigt, der Rauch steigt gerade empor, die Heuschrecken zirpen, und wieder ist leise die große, herrliche, allumfassende, allbeherrschende Nacht gekommen. Da erwacht meine Sehnsucht, irgendwo weit fort zu sein. — All meine großen Sehnsüchte umschlingen mich wieder und rauben mir den Schlaf.

Spät gehe ich in die Scheune, alle anderen schlafen schon längst im Heu. Unweit von mir erblicke ich weiße Kleider — da schläft Alma. Den Atem anhaltend, lausche ich ihrem leichten Atem und in mir erwacht jubelnde Freude — ich bin so nahe bei ihr, so ganz nah.

Sie bewegt sich im Schlaf und rückt noch näher heran... Und nach einer kleinen Weile stößt ihr Kopf an meine Schulter. Ein Schreck durchfährt mich, gleich wird sie erwachen, aufspringen, vielleicht aufschreien, vielleicht sogar mich bei den andern verklagen. Aber sie rührt sich nicht und schläft ruhig weiter. Ich wage nicht zu atmen, ich fürchte sie zu wecken, aber mein Herz schlägt immer lauter... Ihr Kopf sinkt an meine Brust, aber ich hab' nicht die Kraft, ihr das Haar zu streicheln, nicht einmal ihre Kleider berühren meine Hände... Früh am Morgen stehe ich auf und gehe zum Mähen, ein großes heiliges Geheimnis in meinem Innern. Woher ich plötzlich soviel Kraft und Freude habe, niemand weiß es.

Aber Alma ist in diesen Tagen seltsam, nicht ein

einziges Wort spricht sie mit mir. Sie soll über mich sogar gelacht haben. So erzählt mir Minna. Ich verstehe wieder nichts, manchmal sieht sie mich so an, daß die ganze Welt zu jauchzen beginnt. Aber ich bin düster und stolz. Niemand soll mich kennen, ich brauche niemand!

Endlich ist die ganze Wiese abgeräumt. Das Nachhausefahren fällt auf einen Sonnabend. Die Frauen und die Mägde gehen zu Fuß, Martin und ich sind die letzten, wir müssen auch jetzt wieder alle Geräte aufladen.

Ich gehe noch einmal um die Heuscheune, in welcher so viel Schweiß geflossen ist, und setze mich dann auf den Wagen. Es tut mir leid, vom Nebel des Flusses, vom Grün der Wiese Abschied zu nehmen. Ich verlasse die hohen Tannen, die zitternden Pappeln, das stille feuchte Moos und gehe zu den Menschen zurück. Die Pappeln bleiben allein und werden im Herbst entblättern, und so vergeht Jahr um Jahr. . . Wo werde ich dann sein? . . . Aus weiter Ferne grüße ich dich, o König – Wald!

Unterwegs ereilt uns der Abend. Die schwüle Luft ist drückend. Am Horizont liegen Gewitterwolken und die Erde dröhnt von Donnerschlägen. Das Unwetter ist noch weit, aber wie ein Ring schließen sich die dunkelblauen Wolken immer fester um uns. Das Wetterleuchten zuckt von allen Seiten. Die Blitze werden immer blinkender, wie große weiße Laken fallen sie auf die Erde. Im phosphornen Aufleuchten sehe ich jeden einzelnen Grashalm am Wegesrand, die reisenden gelbgrauen Roggenfelder und die fernen Häuser als schwarze Silhouetten.

Wohl dem, der bei solch einem Wetter ein Zuhause hat!

Das grelle, bläuliche Licht des Blitzes blendet mich, es ist, als stände die ganze Erde in Feuerflammen. Die

Donnerschläge krachen unaufhörlich. Dann fallen die ersten Regentropfen — groß und vereinzelt, und bald darauf bricht das ganze Unwetter heuschend und stöhnend über uns los.

Martin führt das Pferd am Zügel, wenn der Blitz besonders hell ist, nimmt er die Mütze ab und bekreuzigt sich. Sein graues Haar ist durchnäht, geheimnisvoll, sagenhaft groß sieht er im Leuchten des Blitzes aus. Martin, o Mensch, Sklave der Erde, wohin gehst du, wo wirst du deinen Lebensweg enden? Wird jemals irgendein Mensch deine Sehnsucht und Schmerzen sehen, wenn du die Augen schließen wirst, um auszuruhen — um nie wieder zu erwachen? — —

Wir sind in der Macht des Unwetters. Die Regenströme schlagen mir ins Gesicht, und bald bin ich wie aus dem Wasser gezogen. Das Pferd dampft und geht langsam mit gesenktem Kopf. — Das Feuer flackert über unseren Häuptern... und plötzlich wird mir alles, was um mich geschieht, so nah und lieb. Ihr behaglichen Menschen in euren Häusern — ich beneide euch nicht! Himmelsströme waschen mich und die Gottheit selbst redet mit mir. Ich bin ein Kind der Natur, ihr Atemzug bin ich. Bläst nur, ihr Stürme, stählt mich, und macht mich gleichmütig-hart, unverwundbar-hart, ruhig, wie Himmel und Erde.

Kein Vogel fliegt jetzt durch die Luft, jeder Käfer verkriecht sich, jeder Hund schläft in seiner Hütte, aber dem jungen Knecht gehört nur die Nacht und der Blitz mit seiner Kraft.

Das Unwetter läßt erst nach, als wir in unseren Hof fahren. Bald wird der Morgen tagen. Nachdem ich die Pferde in den Stall geführt habe, gehe ich in meine

Klete und ziehe die nassen Kleider aus. Kalt und leer ist es um mich, aber die Ruhe in mir ist tief, und wie von einem großen Schmerz erlöst und geläutert schlafe ich ein; für mich ist es einerlei, was der morgende Tag bringen wird — ich kann alles tragen.“ —

VIII.

In den heißen Tagen sind die Felder ergraut, die Ähren liegen schwer eine auf der andern.

Der Wirt kommt vom Acker mit Roggenähren, zerreibt sie in der Hand, um ihre Reife zu prüfen.

Nun werden wir bald für Tausende die Früchte des Feldes ernten.

Die schwellenden Äpfel sind noch grün, aber die Kirschen sind schon lange rot, und die Blumen blühen in immer üppigerer Pracht. Der Sommer ruht über Gärten und Feldern, einer reifen schönen Frau gleich, durch deren Adern fruchtbare Sonnenkraft flutet. Und wir alle sind ihr gegenüber so nichtig und klein.

Dann kommt der Tag, an dem das ganze Haus auf das Feld hinausgeht, nur die Wirtin bleibt, um das Essen zu kochen.

Mit Anspannung aller meiner Kräfte mähe ich den dichten, harten Roggen, die Sense springt immer wieder zurück und meine Hände ermüden. Wie Wasser rinnt der Schweiß von meinem überhitzten roten Gesicht. Aber der Wirt geht an mir vorüber und sagt: „Nun, Jahn, was ist mit dir? Nimm dich zusammen! Halt dich stramm!“ —

Alle hören das, ein maßloser Zorn ergreift mich, und ich beiße vor Schmerz die Zähne zusammen. Sieht denn dieser Mensch wirklich nicht, daß ich unmöglich mehr

leisten kann? Hält er mich für ein Pferd, das er zum Schinden gekauft hat? Gut, ich werde mich noch mehr zusammennehmen, damit er mich in Ruhe läßt.

Minna bindet in meiner Reihe die Garben. Den ganzen Tag geht sie gebückt, und wenn sie sich aufrichtet, besteht sie ihre an den Stoppeln wundgestochenen Hände; rote, blutige Streifen bedecken die zarte Haut.

Wir mähen bis zur Dunkelheit. Nach dem Abendbrot liege ich in meiner Klete und kann nicht einschlafen: meine rechte Hand ist geschwollen; morgen werde ich nicht mehr mit der Sense arbeiten können.

Nein, das darf nicht sein, ich muß aushalten. Ich lege ein nasses, kaltes Handtuch um meine Hand und denke an kommende Tage. Wie lange noch werden meine Tage so sterben? Und die Antwort lautet: ohne Ende — das ganze Leben.

Tränen steigen mir in die Augen, ich ergebe mich trüben Gedanken, jetzt darf ich es, ich bin ja allein. Allmählich schlafe ich ein und wache am andern Morgen vom tiefen Schlaf erfrischt und fast geheilt auf.

Die Tage verblühen wie die großen gelben Sonnenblumen in Almas Garten. Alles vergeht wie im Nebel. . . Die Morgen werden kühl, bisweilen klappert und singt der Wind in den Fensterläden — das ist die erste Herbstmelodie.

*

Sonntag. . . Ich liege auf dem Heuboden, das frische Heu duftet nach welken Kleeblüten. Dieser Klee ist von meinen Händen gemäht und hierhergebracht worden.

Durch die Bodenlücke sehe ich, wie der Wind in den Apfelbäumen rauscht und die starken hohen Äste biegt.

Der Himmel ist tiefblau — es ist die Zeit der Reife und großen Ruhe.

Die Apfel lösen sich von den Bäumen, ich höre wie sie auf die Erde fallen — weich und schwer.

Ich möchte im Garten sein, unter den Apfelbäumen, aber mein Platz ist hier, und all das darf ich mir nur vorstellen.

Alma geht durch den Garten — langsam, nachdenklich. Sie trägt dasselbe schwarze leichte Kleid wie damals im Frühling, als ich sie zum erstenmal sah, und wieder — ist sie sehr schön. Sie hebt einige Apfel auf, betrachtet sie, wirft sie dann fort und geht gedankenvoll weiter. . .

Vielleicht denkt sie an mich. Sie ist die einzige gewesen, die an mich gedacht, die mir ein anderes Leben gewünscht hat. Alma, liebe Alma! Du bist mir, was die Sonne einer nach Wärme und Licht lechzenden Blume ist.

Wie häßlich ich immer zu dir gewesen bin! Erinnerung an alle Einzelheiten erwachen. . . Wie sehr lieb ich sie habe, kommt mir erst jetzt zum Bewußtsein, sie aber ahnt nichts davon. Ich liebe, liebe dich, Mädchen, ich gehe mit dir bis ans Ende der Welt, sag' nur ein einziges Wort.

Da hebt sie plötzlich den Kopf und sieht in meine Lufe, als hätte sie meine Gedanken gehört. Ja, sie liebt mich — und ein süßer Freudenstrom durchflutet mein ganzes Wesen. Ich stelle mir vor, wie ich ihre Hand lieblosend nehme und streichle, in die Mädchenaugen blicke und sie mir nichts verwehren. Sie wird mich aus meinem eingemauerten Leben befreien, um mir alle Herrlichkeiten der Welt zu zeigen, als ihr Ritter werde ich neben ihr hergehen, jung, stark, und alle Steine und

Felsen versehen, die ihr den Weg versperren. Dann werde ich meinen eigenen Obstgarten haben, Wiesen und Felder, und sie wird alle Blumen in ihrem Garten nur für mich pflanzen.

Zubelnde Zukunftsträume, güldenster Sonnenglanz umfassen mich...

Das Traumreich ist endlos. —

Als ich wieder erwache, bin ich nur der junge Knecht und habe nichts außer meinen von der Arbeit angeschwollenen Händen und dem grauen Rock, den ich tagtäglich trage.

Schwermut erwacht... leise und dunkel.

Aber meine Hände sind jung und stark und ich schwöre mir selbst, den Damm zu durchbrechen, der mich von jenem weiten Leben trennt, in dem sie lebt. Immer wieder kommt der große unerfüllbare Gedanke: ich werde erreichen, was noch nie jemand zuvor erreichte.

Aber meine Gedanken spricht der Wind, der in den Obstbäumen und Sonnenblumen rauscht.

Berlassen und allein liege ich auf dem Heuboden im duftenden Klee.

Als ich am Abend am Garten in Gedanken vorbeigehe, ruft mich eine leise Stimme: „Jahni, warten Sie.“

Das ist Alma. Sie sieht mich an und weiß weiter nichts zu sagen. Verwirrt bückt sie sich, sammelt einige Äpfel in ihre Schürze und reicht mir die größten weißen und roten über den Zaun. Ich muß sie alle nehmen.

Ich kann nur leise „Danke“ sagen und sehe, wie ihre kleine Hand noch in der Schürze unter den Äpfeln sucht.

Als ich fortgehen will, sagt sie: „Bald fahre ich fort —

zur Schule... Sie werden mich zur Stadt bringen müssen... Wollen Sie?"

Ich kann nichts antworten.

"Dienstag muß ich fahren. Ich werde meinem Vater sagen, daß Sie mich kutschieren sollen... Ich möchte mich mit Ihnen aussprechen. Sie sind so stolz... Sind Sie mir böse?"

"Nein, ich bin Ihnen nicht böse. Ich bin Ihnen nie..."

Ich erröte und beiße in meiner Verlegenheit in einen Apfel.

Nächte und Tage vergehen wie im Traum. Ich habe mir genau überlegt, was ich Alma sagen werde, und wiederhole es nun lächelnd bei mir selbst... Alma...

Montag abend, als ich vom Felde komme, befiehlt mir der Wirt den Wagen, mit dem er in die Stadt zu fahren pflegt, einzuschmieren. Während ich die Schrauben auf- und zudrehe, sehe ich, daß Alma im Garten die Äpfel aufliest.

"Wollen Sie ein paar Äpfel?" Und sie lacht lieb und freundschaftlich. Ich gehe zu ihr und wir sind beide allein im großen Garten. Sie reicht mir die saftigen Früchte und wartet, daß ich etwas sage. Ich bin verwirrt, wie immer.

Sie lächelt und sieht verlangend auf einen hohen Äpfelbaumast.

"Da ist ein großer Apfel, aber den kann ich nicht erreichen."

Ich versuche ihn zu holen, aber er ist zu hoch. Sie denkt und steht ganz dicht neben mir, ich fühle ihren Atem, die Wärme ihres Körpers. Etwas Mattes liegt heute in ihrem ganzen Wesen, ihre Augen streifen umher.

Und wieder streckt sie den Arm nach dem Apfel aus.
„Heben Sie mich auf... , dann werde ich ihn fassen können,“ sagt sie schnell und sieht mich von der Seite an.

Meine Hände zittern. Sie wartet...

„Ich kann nicht,“ sage ich und bin wie betäubt. Sie aber ist noch näher an mich herangetreten.

Plötzlich kommt die kleine Anna zu uns gelaufen. Alma steht eine Weile, als sehe sie nichts. Dann wird sie auf einmal blaß und kalt und fährt die Schwester an:

„Wie unartig du bist, alle Apfel zertrittst du! Geh fort!“

Das Mädchen sieht uns beschämt an. Auch ich schäme mich und will etwas sagen. Alma wendet sich ab und geht mit langsamen Schritten fort, ohne ein Wort zu sagen, ohne sich ein einziges Mal umzusehen.

Alma, liebe Alma, ich konnte doch wirklich nicht anders. Aber morgen werde ich selbstbewußt, sicher und froh alles tun, was du mir befehlst.

Von jungen Gedanken erfüllt, wälze ich mich in meinem Bett und kann lange nicht einschlafen.

Als ich am Morgen auf den Hof hinausgehe und auf den Befehl anzuspinnen warte, kommt der Wirt und sagt: „Jahn, du mußt heute aufs Feld den Roggen ein-eggen. Martin fährt in die Stadt.“

Ich höre seine Worte. Dann gehe ich und fühle mich so arm und einsam an diesem Morgen wie noch nie.

Ich sah nicht, wie sie fortfuhr, ich habe sie nie wieder gesehen.

Blässer ist die Sonne, trüber die Luft. Das ist der Herbst...

IX.

Martin bringt den Flachs und ich werfe ihn in die Weiche, den kleinen Teich am Wiesenrand. Die stille Luft ist sanft wie eine Liebkosung. Nun ist alles reif geworden, und die ersten gelben Blätter hängen an den Bäumen.

Als die Weiche mit Flachs gefüllt ist, legen wir Bretter und Äste darüber und beschweren sie mit Klöhen... Wie blau blühte der Flachs noch vor kurzem auf dem Felde, nun muß er hier verwehen.

Die Arbeit ist schwer, Martin ermüdet noch mehr als ich. Er spricht leise, demütig, kläglich und erzählt mir viel aus vergangenen Tagen.

„Noch einige Wochen, dann ist es aus mit dem Sommer,“ sagt er.

Ja, dieser Sommer ist schnell vergangen. Es ist mir, als wäre er, wie der Flachs, unter diesen Bürden versunken im schwarzen, tiefen Teich, und auch der nächste Sommer wird so versinken müssen. Immer stiller wird mein Herz.

„Nun wird man ja bald nur in der Riege beim Flachs arbeiten,“ fängt Martin wieder an. „Die ganze Manenzeit... Dann wagt sich keiner weit vom Hause weg.“

„Warum denn?“

„Wenn die Manen wandern, dann muß jeder ruhig auf seiner Stelle bleiben.“

„Sind denn die Manen lebendig?“ frage ich.

„Alle Seelen sind lebendig. In der Regenzeit kommen sie als Manen zu uns und suchen, wo sie sich erwärmen könnten.“

Und Martin fängt an, mir von den Geistern der Verstorbenen zu erzählen.

Wundersam sind diese Geschichten. Sein Gesichtsausdruck ist aber so ernst, fast feierlich, daß mir nichts erdichtet vorkommt.

„Die alten Leute lebten in Freundschaft mit den Geistern, darum sahen sie sie auch öfter. Nun sind andere Zeiten gekommen und immer seltener erscheinen die Manen. Mein Vater hat aber noch mit eignen Augen mehr als einmal die Manen gesehen. Zum Beispiel damals, als Vater Semdeg in der Riege verbrannte. . .“

Martin stopft sein Pfeifchen, überlegt eine Weile und fährt dann fort: „Mein Vater hatte in der andern Gemeinde zu tun gehabt und kam mit dem ersten Morgen grauen zurück. Es war so nach dem Erntefest. Der Weg war weit und er wollte über den Kirchhof gehen, um schneller zu Hause zu sein. Wie er auf dem Felde beim Kirchhof is, kommt eine lange Reihe weißer Gestalten langsam, ganz langsam an ihm vorbei. Jede hält ein Licht und ein Gesangbuch in der Hand. Und alle, klein und groß, singen ein Beerdigungslied. Es ist eine große Schar. Und sie gehen und singen und tragen etwas auf den Kirchhof.“

Mein Vater geht hinzu, nimmt die Mühe ab und fragt: „Wen bringt ihr da und wohin geht ihr?“ Die weißen Gestalten verneigen sich und wundern sich, daß er so fragt, ob er denn nicht wisse, daß sie Vater Semdeg tragen? Und dann sangen sie wieder und zogen vorbei. Nur ein Geruch von Rauch und verbranntem Fleisch blieb in der Luft.

Mein Vater schlug ein Kreuz und ging weiter. Und wie er nach Hause kommt, erzählt ihm meine Mutter, daß Vater Semdeg heut nacht in der Riege verbrannt ist. Nun erkannte er, daß die auf dem Felde die Manen

gewesen waren, die Vater Semdeg's Seele auf den Friedhof trugen.“

„Aber wie konnte er in der Riege verbrennen?“ frage ich.

„Gott weiß, er war in die Riege gegangen, noch Holz in den Ofen zu werfen. Flachs wurde grad gedörrt, der Alte war ein Meister darin. Er war wohl in die Grube hineingestiegen und konnte nicht mehr heraus, es hat ihn so in den Ofen hineingezogen. Das hat wohl schon sein Schicksal so bestimmt. . . Erst gegen Morgen fand man ihn dort, zur Hälfte verbrannt. . . Man sagt, er spukt noch immer in jener Riege herum.“

— Als der Flachs auf dem Boden des Teiches ruht, wird die Dreschmaschine zurechtgemacht. Ich bin der Meister und versuche all meine Kenntnisse in der Mechanik, die ich in der Schule erworben habe, praktisch anzuwenden. Die Arbeiter stehen herum und wundern sich, wie genau ich jedes Rad, jede Schraube kenne.

Raschelnd zerbricht das dicke Stroh in der Maschine, Wolken von Staub und Spreu schlagen mir in die Augen. Die Dreschmaschine singt und summt in dumpfen Tönen, alles ist Bewegung und Eile. Stundenlang habe ich nicht einen freien Augenblick. Bisweilen glaube ich in der Hölle zu sein, wo erhitzte Menschen sich im klappernden dröhnenden Getöse quälen. Aber golden fliehet das Korn in die Säcke und Hunderte von Menschen werden davon satt werden.

Noch ist viel Arbeit auf dem Felde und deswegen dreschen wir in der Nacht. Das Siebengestirn und tausend andere Sterne leuchten uns in den kühlen Nächten. Beim Aufstehen richten wir uns nach den Sternen.

Wenn wir zur Riege gehen, hören wir, wie die Wildgänse durch die Nacht schreien, ihr Ruf begleitet uns; uns, die wir nicht fliegen können, die wir auf der Erde wandern müssen, bis sie uns in sich aufnimmt.

Das Getreide ist gedroschen, in riesigen Haufen liegt es auf der Tenne. Der Wirt kommt und schreibt jedes Lof¹⁾ an, welches wir einmessen. Gierig laufen seine Augen über das Getreide, er rechnet schon in Gedanken aus, wieviel ihm diese Ernte einbringen wird.

Die goldfarbenen Tage sind still, die gelben Wälder schimmern weit in der späten Sonne.

Die junge Roggenfaat ist schon grün, als eines Morgens Anna mit der Wirtin und Minna an den Blumenbeeten stehen, wo die hübschen Georginen blühten. Heute nacht hat der weiße Frost die Blumenköpfchen eingeknickt, nun sind sie verloren — schwarz und farblos stehen sie da. Die Wurzeln werden ausgegraben und in den Keller gebracht, wo sie für das kommende Frühjahr aufbewahrt werden.

Ich sehe Minna an, sie gleicht einer Georgine, auch für sie ist ein grüner Sommer dahingegangen, die weißen Tage in schwerer Arbeit, im Grün des Waldes, im Duft der Blumen, in stiller, unerfüllter Erwartung, und nur selten, ganz selten gab es helle, frohe Augenblicke.

So wird für alle diese Leute ein Sommer nach dem anderen verblühen, bis ihnen wie mir der goldne Herbst kommen wird.

Erwig werden sie rein und keusch, von Sonnenfluten bespült, an der Brust der Natur ruhen, sie werden, wie

¹⁾ Getreidemaß in den Ostseeprovinzen, ungefähr ein Zentner.

die Bäume unten im Tal, alljährlich denselben Traum träumen, blühen und entblättern und allmählich ganz von selbst altern.

*

Alles ist in der Klete und in den Scheunen untergebracht. Ich betrachte meine Hände und denke voller Stolz: diese Hände haben die goldnen Früchte des Sommers geerntet.

Es regnet, der Tag ist still.

„Mach' den Wagen zurecht und komm dann in die Klete,“ sagt der Wirt. Wir schütten das Getreide ein, verladen es in drei Wagen und fahren am andern Morgen früh, bei leise rieselndem Regen, in die Stadt.

Auf dem Markt erhält der Wirt Geld, zu Mittag essen wir trocknes Brot mit gekäster Milch und jeder bekommt vom Wirt als Geschenk eine Flasche Bier.

Als wir am Abend zu Hause sind, öffnet der Wirt die Tür seines Zimmers und ruft: „Jahn, komm her!“ Auf dem Tisch mit der Spizendecke brennt die Lampe und vor ihm liegt ein Haufen Papiergeld: neue und alte, rote, grüne und blaue Scheine.

„Hier ist dein Sommerlohn, Jahn,“ sagt der Wirt, und seine Finger, die das Geld halten, zittern.

„Hier sind fünfunddreißig Rubel, das andere zu Georgi.“

Ich empfangе das Geld und weiß nicht, was ich sagen soll. Stille.

„Schwach ging es ja mit der Arbeit, drum hast du auch keinen Lohn wie ein richtiger Knecht,“ sagt der Wirt, als das Schweigen zu drückend wird.

Ich erröte, mein Stolz bäumt sich gegen diese Worte auf. Das Geld in der Hand zerfnüllend, verlasse ich das

Zimmer und denke darüber nach, warum man mich überall nur aus Barmherzigkeit duldet. Aber mein Blick fällt auf die alten bunten Scheine, alles ist vergessen, ich träume und phantasiere von Büchern, die ich mir jetzt kaufen kann und aus denen ich an Winterabenden lernen will. Ich habe mir doch gelobt, meine Flügel auszubreiten, um in die Höhe zu steigen, und mein Gelübde ist mir heilig.

Zwei Tage später kommt der Schneider und näht aus grauem eigengewebten Zeug die mir zukommenden Kleider.

Die nebligen Tage sind klanglos. Blätter und Blüten sind verweht. In langen grauen Mänteln wandern die Manen durch die Nacht...

X.

Es ist schon lange, lange her, seit ich das graue Haus mit den vielen Apfelbäumen verlassen habe.

Ich suchte Vollendung, ich suchte Vollkommneres, als vom Waldesrauschen eingeschlossene Tage. Und ich fand dieses große steinerne Haus, aber Reinheit und Vollendung gibt es nirgends.

Tagtäglich höre ich, wie die Hufe der Pferde aufs Pflaster schlagen, Staub und Ruß legt sich auf mein Gesicht, wenn ich über die Straßen gehe, wo glatte, heuchlerisch-unglückliche Menschen mit sterbenden Herzen und welken Seelen mich grüßen.

Als ich einmal in wallendem Nebel durch die Straßen ging, traf ich einen Beerdigungszug.

Eine Schar weißer Gestalten mit Kränzen im Haar und Zweigen in den Händen trägt auf einer Blütenbahre

ein totes liebliches Mädchen. Ich gehe hinzu und sehe: auf der Bahre liegt meine Jugend — sie ist tot.

Auch die Träger und Säger erkenne ich: das sind eines Knechtes Sommertage, sie lächeln weh unter Tränen, und einige von ihnen räuchern mit Faulbaumblüten, Wiesenspiräen und süßem Lindenduft, der Dunst steigt wie der heiße Atem eines tiefen Sommertages auf. . . Ich muß an Martin denken, so wie seine Manen damals, verneigen sich jetzt meine Tage.

Sie wandeln um mich, meine gestorbenen Tage, unsterblich, lebendig sind ihre Seelen und wandern heute durch alle Straßen.

Meine Jugend ist in der verräucherten Riege verbrannt und nun sehe ich, wie man sie auf den Friedhof bringt. Nichts frage ich die Träger, ich weiß alles.

Ich gehe ein wenig zur Seite und höre den Trauerliedern zu. Ich bin allein und denke: wer wird meine Tage erwecken, wer gibt sie mir wieder, meine einzigen, klaren, hellen Tage, die ich verachtete, vor denen ich floh?

Niemand antwortet, nur ein Hirtenknabe bläst auf seiner Weidenflöte eine leise Melodie.

Martin mit dem weißen Haarfranz sieht mich an — ruhig, voll Friede ist sein Blick.

Braune junge Mädchen gleiten um mich, sie tanzen und flüstern mir liebe Worte zu.

Und dann kommt Alma. . . sie reicht mir die Hand und sagt: „Zahni, ich liebte dich!“

Ach, ich hastete und eilte und flog, ich war meinem Gelübde treu und ich erreichte, was ich erstrebte, aber — alles glich Blumen mit tauben Blüten.

Laßt mich ziehen, ich will zurück, dahin, wo der Ader dampfte, die Himmelssonne mich küßte und ich mit

bloßen Füßen durch den kühlen Tau wanderte. Dahin, wo in einer Klete duftende Birkenzweige hinter den Querbalken sind, wo die Vögel frohlocken, und der Himmel rein und tief in lichter Freude erklingt.

Dahin, wo die Sommersonnentage des jungen Knechts blühten, will ich ziehen...!

Ich will den Beerdigungszug einholen, ihm nach-eilen. Aber ich kann nicht — ich bin verflucht, an den Stein gefesselt.

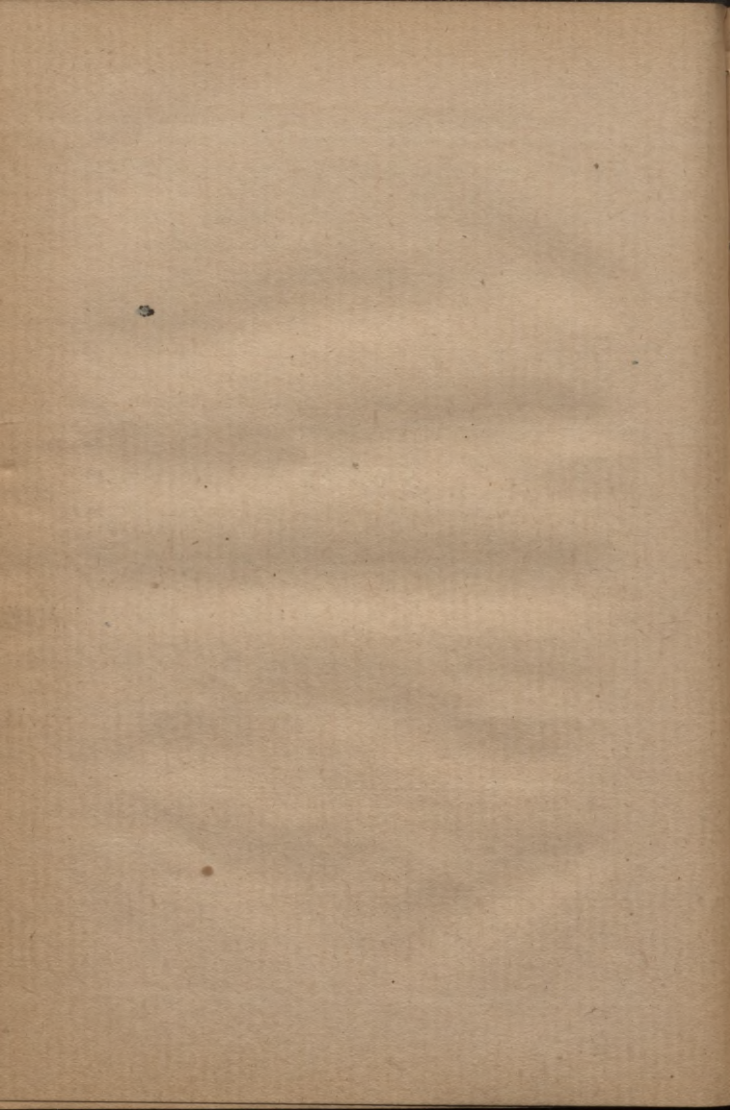
Noch höre ich einzelne Klänge — die weißen Gestalten verschwinden, die Lichte flackern, süßer Weihrauch steigt aus meinem verbrannten Leben auf...

Noch die letzten abgerissenen Töne einer Hirtenflöte schweben hin und her und ertrinken dann wie Silber-vögel im weißen Nebel...

Mit meiner Hand verdecke ich die Augen und stütze mich an eine kalte Wand... Nun sagt niemand mehr etwas zu mir. Nur die Manen wandern, auf dem Turm schlägt die Uhr, an vergangene Stunden erinnernd, und in meinem Herzen klingt es wider:

Seid gegrüßt! Seid gegrüßt!

Hopfen



Heimlich, ohne Duft, öffnet der Hopfen seine Blüten. Seine Romantik verblaßt im Vergleich zum schäumenden Faulbaum und der unvernünftigen Fliederblüte, die all ihren Duft verschwendend, wie ein hastiges Liebeswort glüht und stirbt, ohne zu verblassen.

Lange ruht im Hopfen seine Kraft und herbe Süße, und es ist niemand in ganz Kurland, der zu Johanni oder im Spätherbst Bier brauend, die gewaltig berauschend süße Kraft des Hopfens nicht kennt.

Es gibt Mächte, die uns trunken machen, wie Hopfenrausch, es gibt Spätsommerseelen, die nur im August leben, ihre Jugend vergeht ohne köstlichen Champagner-schaum, aber dennoch trinken sie güldensten Wein und träumen herrliche Träume, herrlichere als die der Jugend.

Der leichte, frühe Frühlings-Liebeswind ist Musik und Lied; er hat eine unsterbliche Seele. Aber die reisende, schwellende Frucht- und Hopfenzeit gehört denen, die leben wollen.

Verbrannt ist jene Zeit... Wie ein leichter Dunst steigt Erinnerung winkend aus ihr empor.

Es ist mir, als stehe ich an einem großen, weitschimmernden See, und leicht und weich weht Freude über ihn... und ich muß hinüberfahren — eine unaussprechliche Sehnsucht ergreift mich, jene Menschen wiederzufinden, jenes Lebens Vollkommenheit!...

*

Wie gern hatte ich das kleine Dünastädtchen, daß nun verbrannt und verwüstet ist. Längst bin ich der Kleinstadtromantik entrückt, der Romantik der engen Straßen, der kleinen Häuserreihen und engen Gefühle, die den Bewohnern ein Heiligtum sind.

Aber wenn man aus der Fremde zurückkommt, aus dem Dröhnen und nervösen Rhythmus der Großstadt, ist es immer angenehm-leicht über kleine Straßen zu gehen längs den Fenstern, wo hinter weißen Spitzengardinen Myrten grünen und einige Akkorde auf dem Piano erklingen.

Dort hat das Leben Zeit, dort hat es seine Freude. Die Sonnenslut spült über farbige Dächer, kleine Gärten schmachten in sengender Sonne. Die breiten und ebenen Felder rings um das Städtchen sind so groß, daß es im Feldermeer zu versinken scheint. Zur Zeit der Roggenblüte bringt der Wind in die Straßen Blütenstaubwolken, die so dicht wie Meeresnebel sind.

Es gibt Menschen, die solch eine kleine Stadt ganz gefangen hält. Sie ist ihnen lieber als die Großstadt mit ihren toll überschäumenden Orgien.

Gewissermaßen sind sie Gefangene, aber durch ihr Leben heiligen sie ihr Gefängnis und singen ihm Ruhmeslieder. Und viel Stil und Süße hat ihr Leben.

In dieser Umgebung lebte Frau Anna Dagda. Und jetzt, da sie ganz meinen Blicken entschwunden ist, wächst sie aus der Erinnerung immer schöner empor.

In einer kleinen Nebenstraße, die zur Düna führte, und wo über den Bretterzaun Flieder- und Apfelbaum-äste hingen, stand das große, zweistöckige Steingebäude. Die großen Fenster in der dicken Mauer, die alten Ornamente an der Vorderseite und das rote glatte Dach gaben

dem Hause ein ungewöhnliches, in der Umgebung nicht hineinpassendes Außere.

Eine steinerne Freitreppe war an der Straßenseite, aber die alte Glocke klingelte nicht mehr, und niemand erinnerte sich, daß jemand über diese Treppe gegangen wäre. Frau Dagda und ihre Gäste gingen durch den Garten, an dessen Südseite eine Veranda mit leichtfarbigen geblühten Glasscheiben war.

Der Garten war groß, wie bisweilen die Gärten für-
ländischer Städtchen zu sein pflegen, mit vielen alten Apfel- und Birnbäumen, mit Ulmen und Linden; am Ende des Gartens — ein Teich mit einem durchfließenden Bach, der im Sommer ganz austrofnete, hinter dem Zaun — Felder, endlos, eben bis zum Horizont, wo der rauschende Fichtenwald blaute und die tiefe Einsamkeit begann.

Auf der andern Seite der Straße stand zwischen Ahornbäumen das kleine weiße Kirchlein, und rundum grünte der Rasen, beinah bis zur Eingangstür. Das altmodische, einsame Gebäude gegenüber der Kirche sah wie ein Kloster aus, denn wer konnte es ahnen, daß in diesen Mauern Frau Dagdas heiß-lebendiges Herz schlug?

Im stillen Garten war auffallend der viele Hopfen, der sich um den Zaun rankte. Die Hopfenranken streckten sich im Winde wie warme biegsame Hände in Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem, und nur am Abend, wenn der Wind nachließ, ruhten sie. Hopfen wuchs auch dicht an der Mauer und ragte mit seinen Spitzen hoch über Frau Dagdas Fenstern, die im zweiten Stocke waren. Im Herbst wurde der Hopfen nur zum Teil abgenommen, der übrige fiel duftend ab und starb mit seinem unausgeschöpften Gift.

In Spätsommernächten, wenn in den Fenstern Lichter brannten, oder an sonnigen Tagen, an denen die alten Räume von Gästen belebt waren, duftete der Hopfen so süß, als fühle er die ganze Freudenslut im Garten und im Hause. Frau Dagda hatte dann einige Dolden in der Hand, zerrieb sie zwischen den Fingern und sog den Duft ein. Sie liebte es, Hopfen um sich zu haben, auf ihrem Tisch, zwischen den Büchern — überall lag Hopfen. Besonders liebte sie ihn im August, wenn der Sommer allmählich verglomm und sie im Garten zwischen ihren Blumen und Apfelbäumen wanderte. Verlangend lächelten ihre dunklen Augen, und ihrer Gestalt entströmte nie welkender Sommer.

Die Zimmer des zweiten Stockes — im ersten wohnten einige Beamtenfamilien — waren ziemlich leer, mit alten geschnitzten Plüschmöbeln. Breit lag die Sonne auf dem Fußboden, und die Hopfenranken gaukelten in diesem Rahmen wie ein stiller Schmetterlingsreigen. Im Saal standen der moderne schwarze Flügel mit Debussys, Bizets und Griegs Kompositionen, Zierrpflanzen, eine stehengebliebene Kaminuhr im Stile Ludwigs XIV., die stumm wie die verronnene Zeit war, welche über der goldenen Schäferinnengruppe ruhte — das war alles, ein erstarrter Traum aus Sonnenzeit.

Nur Frau Annas Zimmer, wo sie ihre Mußestunden verbrachte, hatte etwas Modernes. Stets war in diesem Raum der Duft feiner Essenzen; auf dem Tisch alte Schmucksachen, Postpapier, Bücher und jene süßen, französischen Gedichte, welche, dem Süden gleich, duftend brennen. Das Bücherregal war voll all des „Verwerflichen“, welches einzig und allein uns von der Lebensverzweiflung erlösen kann und lehrt, sich den rettenden

Träumen hinzugeben, und welche „die Träger des neuen Lebens“ als erstes ins Feuer werfen würden.

Bequem stand der türkische Diwan neben dem Tisch, und das weiße Bärenfell auf dem Fußboden vertiefte den Eindruck des Friedens. Durch den hohen Spiegel erschien das Zimmer noch größer. Über des Bettes weißen Rissen hing im dunklen Rahmen eine Venus von Milo, mit ihren runden, schwellenden Schultern und Torsoarmen strebte sie dorthin, wo ihre lebende Schwester des Nachts schlief.

Durchs Fenster, hinter den Bäumen des Gartens, hinter den dunkel gewordenen Dächern der Stadt, sah man die Düna, wie sie am Abend durch blau-neblige Felder zwischen ihren hohen Ufern floss.

Hier waltete Frau Anna Dagda, biegsam, graziös war ihre Gestalt in den leichthuftenden schwarzen Gewändern.

Nach allem zu urteilen, hatte sie wohl wenig Träume und Jugend gehabt, denn sie sprach nie darüber. Alles was man von ihr wußte, war, daß sie ohne Liebe geliebt hatte und ihr jetziges Ruheleben mit ihrer Jugend bezahlt hatte. Und nun blühte sie — sich selbst und ihren Träumen. Und offenbar konnte es auch nicht anders sein, denn Frau Dagda gehörte nicht zu den Alltagsmenschen, davon zeugten die Abgeschlossenheit und das zeitweilige Aufflammen ihres Lebens.

Dem breiten, brennenden Leben der großen Welt, das sich ihr so oft anbot, hatte sie freiwillig entsagt. Sie wollte die Gefangene der kleinen Stadt und der grünen Felder sein, — eine Nonne in ihrem Kloster, wie sie selbst sagte.

„Auch das große Leben ist nur ein Traum. Wir alle sind mehr oder weniger Gefangene und ersehnen vom

Leben Unerreichbares. Es ist einerlei wo wir warten, — hier oder dort,“ — das war ihre Philosophie.

So vergingen Frau Dagdas Tage im kleinen, grünen Gefängnis, an dem die neblig-sonnige Düna vorüberfloß, wie der bläulich-weiche Strom der Zeit, der ihr Leben trug.

Im Sommer, wenn Früchte und Felder von der Sonne schwellen und der Hopfen duftende Dolden zu bilden begann, hörte man an goldnebligen Abenden lange oben Klavier spielen. Frau Dagda rief mit Tönen ihre Vergangenheit zurück, diese Töne schrien, wie im Frühling zurückkehrende Vögel. Sie genoß das Leben, sich an das Gefäß erinnernd, dessen Süße sie nur einmal mit den Lippen berührt hatte. Des Hopfens berauscher Trank begann zu schäumen, und Frau Dagda ging dann mit eigenartig leuchtenden Augen durch den Garten und lächelte. Aber ihr nervöses, schönes Gesicht und die dunklen Schatten unter den Augen zeugten von schlaflosen Nächten. Sie war noch voll betörender Kraft, wie die Hopfentraube, oder eine schwer saftige Frucht, aber — — — es fehlte die Feier, das leuchtende Fest ihrer Seele.

Frau Dagdas Gastfreundlichkeit, ihr Tactgefühl und ihre diskrete feine Schönheit waren weit bekannt, und daher ist es auch erklärlich, woher es kam, daß sie eines Sommers, als die schweren, heißen Julitage zu Ende gingen, in ihrem Garten, den sie selbst kultivierte und bearbeitete, — den jungen Pianisten Narwaitis begrüßte, ihm ihre schöne Hand reichend.

Narwaitis verbrachte seine Ferientage bei einem Verwandten an der litauischen Grenze, streifte umher, lauschte Volksliedern und Melodien, versenkte sich in die

Bienensymphonien furländischer Obstgärten, um das alles im Winter in Petersburgs kalten Zimmern wiederzubeleben und sich daran zu erwärmen, wie an einem nie erlöschenden Kamin. So umherwandernd, war er zusammen mit einem Freunde zur grünen Meeresinsel gekommen und lehrte im „Hopfenkloster“, gegenüber der Kirche mit den Ahornbäumen, ein. Er war jung und so voller Träume, wie die Erde voller Knospen ist, und so voll ungesungener Lieder wie Vögel, wenn sie im Frühling in den Norden zurückkehren.

Das Haus mit dem Hopfen, die leichten, hellen Stunden, die Narwaitis als Frau Dagdas Gast verbrachte, fesselten ihn, und er wurde der schwarzgekleideten, klugen Hausfrau naher, aufrichtiger Freund. Er atmete nicht nur den Frucht- und Hopfenduft ein, er atmete auch die quellende unverbrauchte Lebenskraft, die aus Frau Dagdas Sein strömte.

In späten Abendstunden durchzogen vom Flügel aus sehnennde Töne die liebeserfüllte Atmosphäre, wie rötlich-schwarze phantastische Vögel flogen sie über den Garten, das weiße Kirchlein und über die kleinen, an der Erde schlafenden Häuser. Das war das Lied von einer werdenden weiten Welt — vom unverwelklichen Leben. Und diese Klänge trug der Nordwind durch die kleinen Straßen, wie große Ozeanwellen durch schmale Felspalten. Manch ein Träumer ließ sich von ihnen tragen, an ein fernes Meer denkend, an eine Erlösung aus dem grünen Gefängnis.

Und Tage wuchsen — — — schwer und süß und gaben allem Form und Fülle.

Unter dem Hopfen im Garten versammelten sich die wenigen Freunde, die Frau Dagda hatte. Es wurde

gelacht und gesprochen. Aber oft hörte Frau Dagda die Fragen nicht, ihre Blicke hingen fest an des Künstlers Lippen. . . Dann war es, als ob sie erwachte, und dann lachte sie verwirrt über sich selbst.

Nein, das war nichts. . . Fern waren nur ihre Gedanken gewesen. Auch damals war alles so ungewöhnlich. Auch damals war er so voller Klang und Lieder, wie ein im Frühlingswind zurückkehrender Vogel.

„Sehen Sie, wie hübsch,“ und sie zeigte auf den Hopfen.

„Sehr hübsch — rankend,“ und seine hellblauen Augen sahen hinweg über die Hopfentriebe.

„Aber sie lieben ihn nicht? Nein? Was lieben Sie denn? Sich selbst?“

„Ach nein.“

„Musik?“

„Ja, aber. . .“

„Aber? Ist es etwas Besonderes?“

„Vielleicht. Ich kann es nicht ergründen. Aber es gibt nichts Schöneres. Ich liebe das Unberührte, Ungeöffnete, das alle Wunder noch in der Knospe trägt.“

„Blüten? Menschen?“

„Menschen. . . Ja, es ist das Volk. O, das junge, unaufgeblühte Volk, in welchem der alte Sonnenraum ruht! Ja, das liebe ich. Etwas Wunderbares liegt im Volke. In ihm ist alles. Musik, Poesie, Liebe — — —“

„Auch Liebe?“

„Auch sie. Die Liebe, welche alle Kräfte fesselt.“

Ihre Hände ruhten im Schoß, ihr Kopf sank nach vorne, und die schwere Last ihres dunkelglänzenden Haares gab ihr ein eigenartiges Aussehen.

„Ich verstehe Sie. Das ist schön. Wir aber sind nicht mehr dazu geschaffen,“ langsam sagte sie es.

„Wir? Wer sind das ‚wir‘?“

„Wir, die vom Himmel gestürzt worden sind; an denen das Leben vorübergegangen ist.“

„Wir lieben die sündige Erde, lieben Blüten und Duftbetäubung und — schließlich auch den Raizenjammer,“ fügte sie lachend hinzu.

„Sündige Erde, Rausch und . . . Raizenjammer und . . . Ja, das alles ist so göttlich bei Ihnen. Und wenn Sie so sprechen, dann kann auch ich nicht anders. . . Auch ich hab' sie lieb, diese ‚sündige‘ Erde. Sie haben mich daran erinnert, haben Sie Dank. Wir alle sind Sünder.“

Und er berührte mit seinen Lippen ihre Hand. . . Und es war ihr, als umfinge sie ein warmer Wind. Sie lächelte.

„Gefällt es Ihnen hier? Würden Sie wiederkommen wollen?“

„Gerne.“ Sie überlegte eine Weile. Dann entschloß sie sich.

„Ich hab' eine Bitte. Beweisen Sie, daß es Ihnen hier gefällt. . . Haben Sie Freunde? . . . solche . . . welche wie Sie sind?“

„Ja, Freunde sind mein einziges Gut.“

„Ich will Ihnen dieses Gut nicht nehmen. Aber ich bitte Sie: treten Sie mir Ihre Freunde auf einige Tage ab, und wir alle wollen froh und sündig zusammen sein, wenn auch nur auf kurze Zeit.“

Sie lachten beide, aber das Ergebnis war, daß der Komponist seine Freunde, klingende, schäumende Jugend, benachrichtigte, und seit jenem Male fingen bei Frau Dagda die Augustfeste an, welche sich jedes Jahr wiederholten und immer neue Freudesucher heranzogen. Nach einigen Jahren wußte man im Städtchen schon

genau, wenn bei der jungen Frau die Besuchszeit und „das tolle Leben“ begann, das niemand Ruhe ließ. Häufig an Sonntagen, wenn aus dem weißen Kirchlein unter den Ahornbäumen die Orgel klang, dröhnten aus Frau Dagdas „Kloster“ wilde Flügelafforde, und Bizets leidenschaftliche Musik lockte die Gläubigen aus der Kirche. Und abends begann in den alten geräumigen Zimmern das Fest. Denn Frau Dagda liebte Freudenfeste. Lieder tönnten, helle Gläser klangen und heller hallte das Lachen wider. Und in tiefer Nacht, über friedlichen Straßen, schwebten wie große Vögel wehe Töne. Weit waren die Fenster geöffnet. Nacht glitt hinein und brachte Hopfendunst mit sich, alle umfing er, alle be-
rauschte er, und in Freude, in Sorglosigkeit wurden sie griechischen Göttern gleich.

Wie immer zu solchen Festen hatte Frau Dagda Hopfentrauben an der Brust und im Haar, und ihre Augen waren wie dunkle Weintrauben. Das kam vom Hopfen, denn nur im Rausche kann der Puls sich so beleben und so schnell der Atem gehen. — — Und als alle fortgegangen waren, wer sonst als der Hopfen, dessen Triebe durchs Fenster hineinlugten, rief und lockte sie?

Die Nacht wiegte weich die leichten, hellgelben Köpfchen, als Frau Dagda mit schwellender Brust sich ans Fenster lehnte und sich ihren geliebten, herrlich-sündhaften Gedanken hingab. Sie dachte an damals... Damals, als sie noch nicht neunzehn Jahre alt war...

War das Sünde? Wenn das Sünde ist, dann ist die ganze Welt nur in Sünden zu rechtfertigen. Dann hat alles nur einen Ursprung — Sünde, Lied, Musik, Traum und Ideal, — alles wächst aus der Sünde empor. Selbst das Heiligtum ist dann sündhaft.

„Das allerschönste ist das Volk, das junge Volk“... Wo hatte sie das schon gehört? So sprach niemand. Auch damals sprach niemand so, niemand kannte so kurze und schöne Worte, wie dieser Wirbelwind, der vor langer, langer Zeit alle ihre Blüten über Frühlingsfelder davontrug. Wiederholt sich das Leben?

Ja, es wiederholt sich — das wußte Frau Dagda. All das alltäglich Langweilige, Nächte wiederholt sich, aber das Wunderbare, Betäubende nie.

Sie riß ein Hopfenköpfchen ab, zerrieb es zwischen den Fingern und sog den Duft ein... Eine seltsame opiumähnliche Kraft trug ihre Gedanken fort — weit von sündiger Erde.

Helle Felder liegen vor ihr. Es ist Morgen. Der Tau leuchtet im Grase. Sie sieht die alten kleinen Gutsgebäude im Park. Schwarze Ellern wachsen am Fließchen... Ein kleiner Weg durch den Garten... Ein stilles Zimmer... stille Möbel... ein Pianino... Eine kleine Veranda... Ein einziger Tag...

Frau Dagda erwacht. Ihre Lippen brennen, heiß sind ihre Wangen. Vom Weine? Nein, das ist etwas ganz anderes. Sie fühlt ein Zittern, sie fühlt, wie ein herrischer hastiger Wind all ihre Blüten abreißt und davonträgt.

Es wiegt sich der Hopfen in ihrer Nähe. Gärten und Stadt schlafen. Es kommen die dunkelroten Träume und tragen Frau Dagda fort. Sie widersteht sich ihnen nicht, — denn heute war doch ein Fest.

Stern... Stern... Konrad Stern... was für ein merkwürdiger Name. Und warum umschmeichelt er sie heute so?... Das war im schäumenden Frühling. Nach Schulschluß war sie nach Hause gekommen. Eigentlich

nicht nach Hause. Denn sie hatte kein Zuhause. Sie wurde von einem nahen Verwandten erzogen, von einem Arrendator und seiner Frau. Es fehlte ihr an nichts. Sie wurde sich selbst überlassen, sich selbst und ihren Träumen. Dann kam der Frühling, in welchem sie Konrad Stern kennen lernte. Er war Dichter und Sänger seines Volkes. Sein Geist war stolz und schön, sein Lächeln über glattes Alltagsleben und Tugendglück war verführerisch. Und niemand sprach so außergewöhnlich tiefe Worte wie Stern. Damals öffnete sich ihr Leben, ein schwerer eintöniger Bleivorhang hob sich vor un- gesehen strahlender Welt, ein Meer von Kraft und Schönheit enthüllend.

Ohne Schlaf vergingen die Nächte, im Rausch die Tage.

Anna wußte, was für einen Reichtum der junge Sänger in sich trug. Nach ein paar Tagen nahm er Abschied, kehrte aber einige Monate später wieder. Der unabhängige graziöse Geist der jungen Aurländerin zog ihn zurück. Ihre Seele hatte die seine berührt.

Und dann kam der Sündenfall. Es schien, als würde die Zahl der Sterne größer und die Erde nahm an Duft zu. Sie hatten Hopfenranken mit hellgelben Köpfchen und Trauben um den Hals. Zerdrückt betörten sie und still stand die Zeit, wie es in großen Glücksaugenblicken zu sein pflegt. Und in Strahlen strömte damals Nieder- rauschen durch sein Gedicht. . .

Frau Dagda atmete auf, als wäre sie dem Ersticken nahe gewesen und lächelte weh. Alles schien ebenso wie es war.

Aber damals ging alles so hastig. Ihre Erzieher waren Spießbürger bis in die Fingerspitzen und erschrafen

zuerst sehr. Dann aber unterbrachen sie das Entstandene mit energischem Griff und taten das nötige. Voll Prunk und Pracht wurde Hochzeit gefeiert und die neunzehnjährige Anna wurde des vernünftigen, tüchtigen Kaufmanns und Hausbesizers Dagda Frau. Das weiße Hochzeitskleid lachte raschelnd und die goldenen Schmucksachen glitzerten.

Aber sie war nun umgewandelt. Nun war sie eine Prinzessin, die durch ihr Klostergefängnis wanderte und an ihr weites Reich hinter den Mauern dachte, das so weit war, daß die Gedanken viele Tage eilen mußten, um dahin zu gelangen. Abends sandte sie ihre Träume in jenes Land, welches niemand zum zweitenmal finden kann.

Von den Wirklichkeitsmenschen lernte sie, wie man im Bann des Alltags leben muß. Und wenn es in Wirklichkeit nichts gibt, so gibt es Rausch und Trunkenheit, die das Leben größer, wärmer machen.

Sie suchte das in der Kunst, in Liedern, in erlesenen Gedichten. Ach, da fand sie mitunter tödliche Süße! Und dann — dann kam Frau Dagda zur Erkenntnis — etwas restlos Schönes gibt es im Leben nicht, — nur in der Einbildung, im Traum.

Und dennoch... dennoch... Warum wollte man alles von sich werfen und dürstete nur nach eines Menschen Nähe?

Tief atmete Frau Dagda die warme Nachtlust ein. In tiefem Frieden schlief der Garten, und die kleinen Dächer schliefen auch. Nur die Hopfentrauben rührten sich leise an ihrem Fenster. Sie streichelte sie mit sachter Hand. Lieber Hopfen!...

Eine Rückkehr gibt es nicht, aber es müßte wenigstens ein Vergessen geben. Irgend etwas an Stelle dessen...

Darum liebte sie auch den Hopfen. In ihm war jene unvernünftig-herbe Süßigkeit, die zu ihrem Leben gehörte.

Sie erinnerte sich an den verbrachten Tag, an die hübschen lebenshungrigen Gesichter ihrer Gäste, und nun verstand sie, warum sie wieder träumen mußte.

Konnte etwas Ähnliches wieder geschehen?

Sie wandte sich zum Spiegel und sah ein durchgeistigt-schönes Gesicht mit leuchtenden Augen. Ach, das Leben ist noch so voll Freude und Sonne, wie ein goldner See voll Glanz ist! Liebe?... Wie seltsam klingt dieses Wort jetzt, da seit ihrem Erkenntnistage über zehn Jahre vergangen sind. —

Frau Dagda öffnete Komtesse Noailles Gedichte, in ihnen strömten brausende Quellen, träumte heißes Blut:

„Mêlé au jeu de jours, presse contre ton sein
La vie âpre et farouche,
Que la joie et l'amour chantent comme un essaim
D'abeille dans ta bouche.“

Und als der Morgen über dem Garten grünte und der Tau auf dem Hopfen lag, schlief Frau Dagda etwas ein. Sie wußte, daß nun ihre beste Zeit gekommen war, die Zeit der Feste und Freuden, und auch die Zeit der Liebe.

Im stillen Kloster ist ein Sturm ausgebrochen, wie in einem langschlummernden Hafen, er hebt die weißruhenden Segel und schaukelt die Boote, und harrend der Abfahrt träumen die Schiffe von südlichen Meeren und Winden und ahnen nicht, daß es nur ein Traum ist, und ahnen nicht, daß sie nie den weiten Horizont sehen werden.

An solchen Tagen begrüßte Frau Dagda immer in ihrem Hause irgendeinen neuen Gast, ihm ihre kristallene Hand reichend.

Das war dann irgendein Student oder Künstler, der noch einige Ferientage hatte. Voll gärender Jugendkraft und voll hoher Gedanken begab er sich irgendwohin nach Rußland auf die Universität, sein Studium fortzusetzen. Aber am Hopfenhause vorbei konnte er nicht. Vielleicht war es Zufall, daß er hierher kam, vielleicht war er schon vor einigen Jahren in diesem kleinen Städtchen gewesen, vielleicht aber zog ihn die schwarzgekleidete graziöse Gestalt hierher und die schönen Augen, die noch so jung waren.

Und wenn der Gast sich verabschiedete, wunderte sich Frau Dagda über seine Eile und dann — war er schon gefesselt. Irgend etwas umstrickte ihn wie mit Hopfenranken und es schien, er mußte wie der Hopfen aufstreben, um ins Zimmer der Wirtin hineinzusehen, wo jetzt alles klingend zu leben begann.

Immer üppiger wurde der Hopfen. Mit seinen Ranken war Beethovens Statue auf dem Klavier geschmückt, auch die Lampe und Stühle und manche Gefäße. Ein scharf berauschender Duft war in den Räumen, und in dieser Atmosphäre wanderte sie wie eine verjüngte Göttin.

Frau Dagda liebte auch Frauen, denn sie sah, daß sie dadurch ihre Gäste fesselte. Zur Schar der Gäste gesellten sich häufig einige Kursistinnen, auch mehrere junge Mädchen, leicht und hell wie Blütenblätter, die Frau Dagdas Wirbelwind in dieses „tolle Leben“ hineinriß.

Aber bei sich im Hopfenhause litt Frau Dagda niemanden, der keine ausgesprochene Individualität hatte, oder

der den Übermut, die große weite Freiheit nicht kannte. fand sich zufällig ein Spiegbürger ein, so fühlte er sich so überflüssig, daß er bald wieder verschwand. Schäumen mußte das Leben in ihrem Hause oder unter hohen Zypressen in Wehmut träumen. Vor allen Dingen mußte alles einen bestimmten Stil, eine bestimmte Farbe haben. —

Trunkene Tage begannen. Am Morgen war noch alles still, aber schon um die Mittagszeit klangen Lachen und Gesang. In allen Vasen Blumen, und im Garten nahm das Blühen immer zu. Reiche Mahle auf den Tischen, und immer wieder wurde mit hellklingenden Gläsern angestoßen. Übervoll an Duft und Saft hingen die Früchte aus den Schalen herab, und jeder von den Gästen hatte deren in der Hand. Am Abend spielte man bald den hellen sanften Svendsen, bald den intimen Debussy, und alles bedeckte wie eine silberne Welle, Haufen von Perlen aufs Ufer streuend, des Volksliedes Rhythmus, welcher kein Ende zu haben schien.

Und wenn die Tage schön waren, fuhr man auf der im blauen Dunste dahinflutenden Döna zu irgendeiner Insel oder zu fernen eichenbewaldeten Ufern. Langsam schwammen die Boote über die stillen Tiefen und wie einer Herrscherin folgte Frau Dagda die an Träumen übervolle schallende Schar; durch die gelben Felder und hochliegenden Wälder erklangen ihre Lieder. Und in später Nacht heimkehrend, setzte man bei weich-gelbem Lampenlicht das fröhliche Leben fort. Über die kleinen Gartenwege kamen und gingen die jungen Gäste in Sorglosigkeit und Glück. —

Spät, wenn alles verstummte, saß Frau Dagda mit Hopfen im Haar noch lange an ihrem Fenster und

träumte. Das war ihre Zeit, wo sie Träume gewinnen mußte, damit sie, wie die Biene mit ihrem gesammelten Honig, den Winter überdauern konnte. Ihr Leben hatte ja nichts als nur dieser Augusttage warmen Dunst, der Gäste Freude und — die Erinnerung daran. —

„Das junge Volk — das ist etwas Wunderbares! In ihm ist alles.“ Frau Dagda dachte an Narwaitis Worte. Sie wünschte für andere Erfüllung dessen, was für sie selbst unerfüllt geblieben war.

Die letzten Augusttage und -nächte waren die allerfröhlichsten. Alle ahnten das Kommende, und niemand wollte darüber sprechen. Nur die Weingläser klangen häufiger, die Wangen glühten heißer und tiefer die Worte der Gäste. Der Liedersee war aufgewühlt und Melodie vermischte sich mit Melodie. Blumen und Hopfen warf man einander zu, das Haar der Damen war voller Ranken, und schwer stand der Duft im Zimmer und draußen. Berauschende Gedichte wurden deklamiert, von trunkenen Klavierakkorden unterbrochen... Der Dichter, still und einsam wie immer, rezitierte auf Frau Dagdas Bitte, der niemand widerstehen konnte, von plötzlicher Freude erfasst verschiedene Gedichte und zuletzt Rostands Lied von der fernen Prinzessin:

„Das ist ein alltäglich Ding, eine Blondine oder Brünette zu lieben, oder irgendeine andere Geliebte zu haben, das kann jeder ohne Mühe, aber ich — liebe eine ferne Prinzessin...“

Das ist ein alltäglich Ding, treu sein, eine Hand streicheln und diejenige küssen, die es uns gewährt, — ich aber liebe eine ferne Prinzessin.“

In Freude leuchteten Frau Dagdas Augen. Es war ihr, als erwache Gewesenes. Sie lebte in diesen jungen

lebendigen Menschen, denn auch sie liebte — das un-
erreichbar Ferne — das Allerherrlichste! — Weiter und
glänzender flimmerten die Sterne als im Sommer am
frühen Herbsthimmel, wenn die Gäste in Garten und
Haus sich zerstreuten und irgendwo plötzlich der Akkord
eines Volksliedes abbrach.

Eros begann zu herrschen, und jeder wollte dem
andern noch etwas Besonderes sagen. — Frau Dagda
ging durch den Garten, begleitet von irgendeinem, dem
das Glück günstig war — denn er hielt ihre Hand in der
seinen. Sie ging längs den Hopfenranken, der gärenden
Früchte Geruch war in der Luft, und als sie sah, daß
man sich irgendwo küßte, lächelte sie freudig. Sie hatte
das Ihre erreicht.

Ihr Haus war eine Insel der Seligen und sie wußte,
daß die Erinnerung an diese Zeit allen Glück bedeuten
würde. Auf die Liebesworte hörend, welche einer von
den Gästen ihr mit tiefer Überzeugung sagte — wer
hätte es wohl nicht in der betäubenden Göttin Nähe
getan — schwieg sie nur und lächelte leise, in Gedanken
aber war sie bei jenem Sommer, bei Konrad Stern,
und er grüßte sie wie das junge zukünftige Volk.

All diesen Sternensflirt hatte sie wie ein großes
Kleinod in sich aufgenommen und wurde dadurch sanfter,
glückerfüllter. Trunken von Liebe, wie von Wein war
das ganze Gartenhaus, und das kleine Kirchlein unter
den Ahornbäumen stand einsam verlassen, demütig in
solchen Nächten, in welchen Freudenorgien wie zu heid-
nischen Zeiten walteten. —

Dann erwachte ein Morgen; mit scharfen Flügeln
rauschte er über dem Dach und den Hopfenranken. Das
war der Abschied.

Die Gäste reisten ab, zu zweien, zu dreien, seltener allein. Still klangen ihre Worte und irgend etwas blieb unausgesprochen. Weltender Blumenduft lag in der Luft.

Frau Dagda blieb an der Pforte stehen und schaute ihnen nach. Alle hatten Blumen aus ihrem Garten. Auch bis zur Düna ging sie hinunter und sah, wie das Boot die ganze „tolle Gesellschaft“, wie die Leute sagten, ans andere Ufer brachte. Sie aber blieb und winkte mit dem weißen Taschentuch über dem dunklen Wasser, welches so gleichgültig kühl vorüberfloß.

Noch einige Tage — und vollkommene Stille war überall. Frau Dagda war allein. Nachdenklich schritt sie durch den Garten mit prächtigen Früchten in der Hand, oder stand lange bei ihren Asten, die immer schöner blühten. — In Gedanken vergaß sie sich häufig. Ihre Augen lächelten, im Gesicht den Widerschein einer Freude.

Aber am Abend saß sie lange in ihrem Zimmer und blätterte in den Gedichtbüchern... Woran dachte sie? Was suchte sie?... Vielleicht fühlte sie die Zeit herannahen, wo auch im Sommer diese schönen Tage fehlen würden. Warum denn sonst lagen auf ihrem Tisch so lange die Worte ihrer Lieblingsdichterin aufgeschlagen:

Pourtant tu t'en iras un jour de moi, Jeunesse,
Tu t'en iras tenant l'Amour entre tes bras...

Nach dem ersten Frühfrost wurde es am stillsten. Die Hopfenranken wurden rot und sahen an Frau Dagdas Fenster wie blutige Wunden aus. Die Töne, die sie aus den Tasten des schwarzen Flügels hervorrief, waren beruhigend, müde Lieder der Trauer. Unter den Herbststernen konnte das Städtchen wieder friedlich

schlafen und zwischen den fallenden Ahornblättern erhob sich stolzer, wie befreit, das weiße Kirchlein.

Frau Dagdas einzige Freude waren die Briefe, sie kamen, an die Glückstage in ihrem Hause erinnernd. Das war das Band, geknüpft zwischen Freude und Einsamkeit. Als die letzten Hopfenranken abfielen — war alles still.

Nur bisweilen in Herbst- oder Wintertagen, wenn Frau Dagda sich auf der Straße zeigte, schien es, als trüge sie jener Sonne ungewohntes Leuchten mit sich, nach dem wir alle sehrend streben.

*

Als das königliche und schöne Gefäß des Friedens in den Sturmhänden des Krieges zerbrach, trug dieser Wirbelwind auch unsere Sonne fort. Ich traf Frau Dagda in den belebten Straßen Moskaus so schön, wie noch nie; das Leid hatte sie noch schöner gemacht. Wir sprachen einige Worte und fürchteten uns mehr zu sagen... Sie verschwand in der Menschenflut.

*

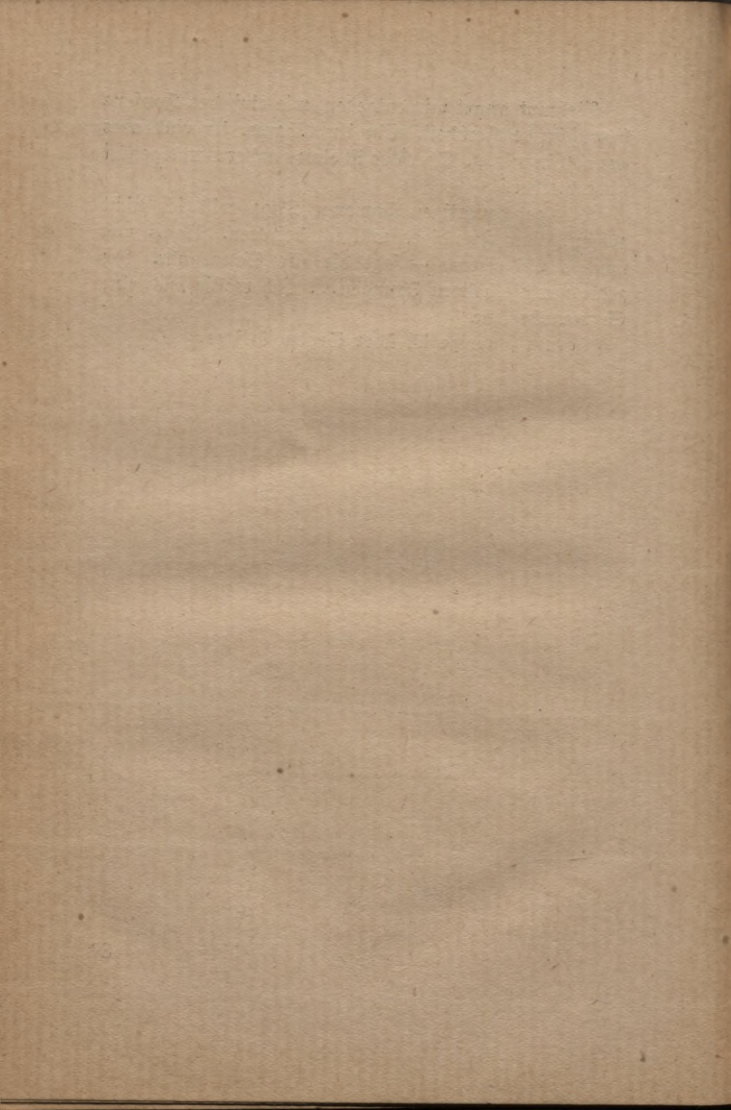
Im reichen Kurland, an der Düna Ufer, sind Trümmer eines kleinen Städtchens — schwarze Mauern und Schornsteine. Immer sich gleich, langsam und schwer fließt die Düna im blauen Sommerdunst an ihnen vorüber, aber im Städtchen ist Todesstille.

Nach jener Stelle suche ich. Frau Dagdas Haus ist verschwunden; nur ein Steinhaufen liegt da. Aber an den Rest der Mauer klammert sich, nach oben rankend, junger Hopfen. Seine Spitzen fallen zurück, denn sie haben keinen Halt.

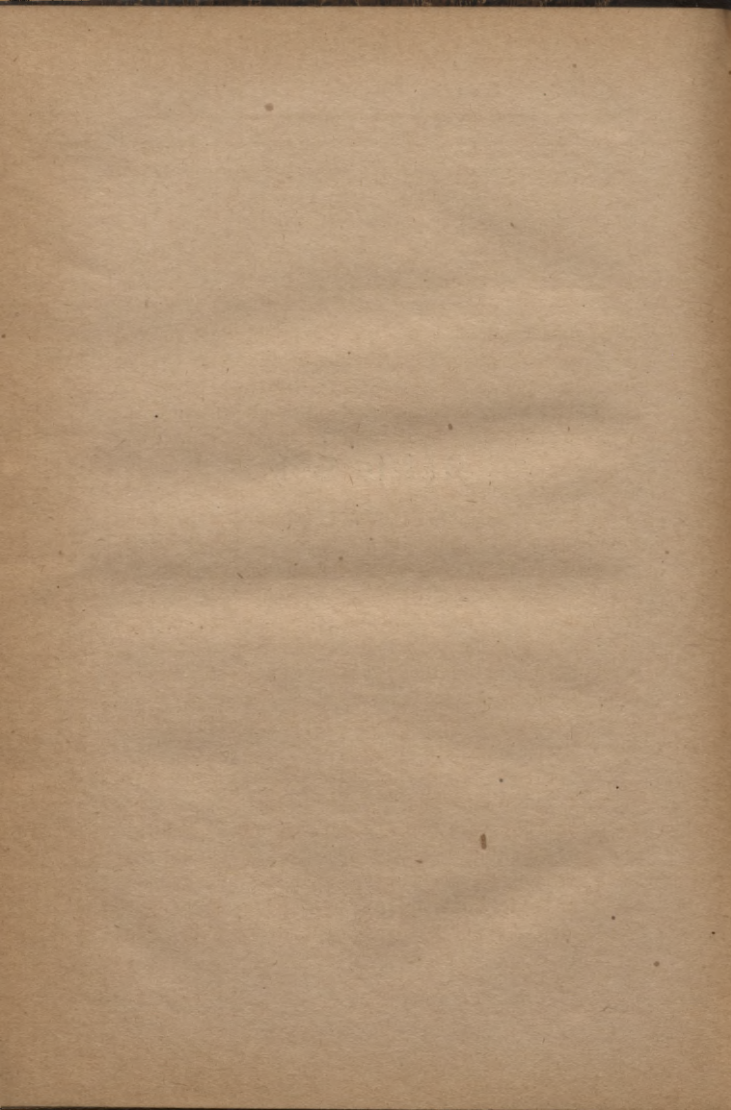
Wehmut atmet mir entgegen, wie einst des Hopfens
berauschende Herbheit. Ein Unstillbares, Unerfüllbares
erwacht in mir. . . Aber das ist etwas anderes und gehört
nicht hierher.

Die gegenwärtigen schweren Tage will ich nicht
zählen. Nur Freudiges will ich behalten. *Horas non
numero nisi serenas* — sagt die alte Sonnenuhr. Ich
zähle nur die heitern Stunden. . . Ich wollte solch eine
Sonnenuhr sein.

Darum schweige ich über Gegenwärtiges.



Kalejs Sohn



I.

Es war drückend heiß; die Sonne brannte so, daß sogar die Fliegen im Zimmer betäubt waren. Eine von ihnen fiel in die entkorkte Tintenflasche, kehrte sich einigemal um und blieb dann mit weit auseinander-gespreizten Flügeln unbeweglich, wie ein grauer Fleck liegen.

Der alte Kalej bemerkte das nicht. Intensiv tauchte er immer wieder die Feder ein, betrachtete sie genau und begann erst dann zu schreiben. Seine Hand zitterte ein wenig; mit großem Ernst, besorgt um die Sauberkeit des Briefes, fügte er voller Ruhe und strengen Friedens die klaren Buchstaben einen an den andern.

Schwer lag die Ruhe im dumpfen Zimmer. Nur dann und wann klopfte der gelbe knospige Wurmfarn, vom Windhauch bewegt, ans Fenster. Das ganze Haus war in Mittagschlaf versunken, und Kalej konnte sich seiner Arbeit ungestört hingeben.

... „... aber Du beeile Dich nach Hause zu kommen, ich kann Dich nicht erwarten. Wir beide bestiegen einen Berg, ich habe mich geplagt und bin müde geworden, und ich dachte, daß wir nie nach oben kommen würden. Aber nun bist Du oben, mein Jungchen, und ich auch. Und ich danke Gott dafür. Aber komm bald, mein Herz grämt sich um Dich und findet keine Ruhe. Was

Du mir das letzte Mal schriebst, verstehe ich nicht; bist denn Du nicht für mich und ich für Dich da? Das Geld — 25 Rubel — schicke ich Dir zur Reise, denn Du hast mich glücklich gemacht. Es ist heiß und wir haben viel Arbeit zu Hause — ich erwarte Dich. Dein Vater Andreas.“...

Der alte Kalej legte die Feder fort, verfortte die Tintenflasche, und dachte lange nach. Er dachte an seinen Sohn Jahnis, an den er eben geschrieben hatte. Sein Sohn war nun ein studierter Agronom und Landmesser. Wie er ihn lieb hatte, diesen Sohn! Bald wird Jahnis nach Hause kommen und sie werden beide auf seinen Feldern arbeiten. — Ruhenvoll wie ein tiefer Quell war des Alten Auge, und nun beim Gedanken an den Sohn leuchtete es stolz und freudig unter den buschigen graisen Augenbrauen. Die Adern auf seiner Stirn waren von der ungewohnten Gedankenarbeit angeschwollen. Sein graues Haar war auf die eine Seite gefallen und der weiße Bart verdeckte zum Teil die runzligen Wangen. Er legte den Brief ins Kuvert, die Adresse konnte Milda schreiben, heute abend würde sie wohl ins Wanag-Gesinde kommen.

Er sah zum Fenster hinaus und fühlte erst jetzt wie schwül es draußen war. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und ging hinaus. Kalejs Garten war groß, mit vielen alten Apfelbäumen; von Jahr zu Jahr verfaulte ihr Markt immer mehr, aber dennoch wurde die Fruchternte immer reicher. Beerensträucher, Pflaumen- und Kirschbäume drängten sich den Gartenzaun entlang, oben fest aneinander geschlossen, und unter den Apfelbäumen blühte weißer Honigklee. Scharenweis lärrten schwarze Stare mit ihrer jungen Brut in den

Apfelbäumen, und das klang in der tiefen Mittagsstille so seltsam. —

Regungslos stand der alte Kalej und sah auf den Himmel. Regen war nicht vorauszusagen, zu weiß waren die Haufenwolken und zu blau leuchtete der Himmel zwischen ihnen. Betäubend schwerer Duft stieg aus den Kleeschwaden... Der alte Wirt liebte diesen Duft und die Mittagsschwüle...

Den ganzen Morgen war er zusammen mit den Arbeitern auf dem Felde gewesen, aber er fühlte keine Müdigkeit. Er ging in den Schatten der Kete, schnitt mit seinem Messer Harkenstiele, und dachte seinen tiefen, einzigen Gedanken: den Gedanken an seinen Sohn. Bald wird Jahnis hier walten und schalten, wie gut wird dann alles sein und wie leicht wird er dann sterben können. — Fünzig Jahre allerschwerster Arbeit — alle Mühe und Sorge und alle Opfer — nur für seinen Sohn, für seinen lieben Jahnis... Nur der Sommermittag hörte seine Gedanken, und wer brauchte sie auch sonst zu wissen?... Sein Leben lang war er durch einen tiefen Sumpf gewatet, nun war er ans Sonnenufer gelangt, erleichtert atmete er auf — alles war gut und schön. —

II.

Nach zehn Tagen kam Jahnis. Es war Abend. Irgendwo weit, weit ruhte die Sonne schwer und rot, wie eine vom Feste erhitzte schöne Frau, und ihre Glut erweckte in den gegenüberliegenden Wolken rote Rosen. Aus den Abhängen des Gartens stieg kühl der Abend.

Jahnis sprang mit seiner Reisetasche gewandt aus dem Wagen. An der Gartenpforte begegnete er dem

Vater, der seinem Sohne erregt und glücklich entgegenkam. Forschend schaute er in Jahnis' Gesicht und sagte leise: „Nun bist du zu Hause... Endlich.“ — „Ja,“ antwortete der Sohn. Vom langen Sitzen war er steif geworden, reckte seine Glieder und ergriff des Vaters Hand. Der alte Kalej nahm die Reisetasche und Jahnis wehrte ihm nicht. Dann gingen sie schweigend, als hätten sie einander nichts zu sagen, durch den Garten und die Veranda ins Haus.

Des Vaters Schwester, Anna, kam aus dem anderen Zimmer. Sie trocknete ihre Hände an der Schürze und lachte übers ganze Gesicht.

„Sieh, das ist nun unser Gast,“ sagte der Alte, und das Leuchten seiner Augen war so hell und weich, daß er fast so schön wie sein Sohn erschien. — Und Jahnis war wirklich schön. Er warf die Mütze auf den Tisch und strich das aschblonde Haar zurück. Seine Augen waren schwarzbraun, wie die eines Mädchens; der seidenweiche Bart war in diesen zwei Jahren stark gewachsen und gab seinem Aussehen etwas Aristokratisches, Stolztes, Herausforderndes. Nur schien es dem alten Kalej, als wären seine Wangen schmaler, blasser geworden, und er dachte: „Das kommt vom Lernen. Nun, er wird sich schon erholen.“

Jahnis zog seinen leichten Sommerpaletot aus; den schweren zur Studentenuniform gehörenden Mantel hatte er, als wolle er sich von all der Last befreien, irgendwo in der Residenz gelassen. Aber sein Rock hatte noch adlergekrönte Knöpfe und grünsamtne, mit Sternen verzierte Epäuletten. Auffallend weiß war sein Kragen, und das Hemd — man sah es deutlich — war noch weißer.

Leicht, wie erlöst, begann Jahnis mit den eleganten

Schuhen im Zimmer auf und ab zu gehen. — Sein Gang war elastisch und schlank die hohe Gestalt; die feinen Hände waren schmal und weiß. — Der alte Kasej konnte den Blick vom Sohn nicht wenden; zu fragen wagte er noch nichts, er hörte nur zu...

Das war sein Sohn... War er ganz derselbe? — Die kleine Warze über dem linken Auge, die großen dunklen Pupillen und die starken Schultern... Ja, er war derselbe, aber dennoch... Fühlte der Vater schon, daß Jahnis ein Denker geworden war. Ein Denker und Träumer? — Manchmal flammte etwas in Jahnis' Augen auf — war es Verzweiflung — tödliche Angst — oder endloses Glück?...

„Was hast du in deinem Koffer? Wollen wir nicht auspacken? — Vielleicht Bücher?“ fragte der Vater. — „Ja, da sind Bücher — fünf, sechs — nicht mehr. — Und einige Kladden... Aber mögen sie bleiben. Später — wenn ich sie nötig haben werde...“ Und er stieß die Reisetasche fort.

Als Jahnis vor zwei Jahren hier war, was hatte er da für eine Menge von Büchern — dachte der Vater. — Und diese hier sahen auch ganz anders aus. — Damals sprach Jahnis so viel von Landwirtschaft, vom Urbarmachen des Bodens... „Hast du nur soviel Sachen?“ — Seltsam fragte es der Vater. — „Deine Bücher werden dir wohl nachgeschickt werden?“ — „Wenig Gepäck,“ und Jahnis' Stimme klang fröhlich und leicht. — „Nachgeschickt wird wohl nichts mehr werden.“ — Dann schwiegen beide.

Drückend wurde die Stille, drohend und schön zugleich. Etwas Fremdes fühlte man im ganzen Raum. Die Wirtin — des Vaters Schwester — deckte müde

und doch froh den Tisch. Sie brachte gefüllte Krüge, — Milch, Butter, Roggenbrot und etwas Gebratenes.

Durchs Fenster glitt gelbliches Abendlicht, es leuchtete in der Dämmerung. . . Jahnis ging ans Fenster und versank wieder in Gedanken. Dann erhellte ein Lächeln sein Gesicht und er fragte etwas über den Garten. — Der alte Kalej hatte nur auf dieses Wort gewartet und er fing gleich von all dem Reichtum zu erzählen an — wieviel Beeren, Apfel und Birnen sie im Herbst ernten würden, und das alles so ohne jegliche Pflege; wenn man aber kultivieren würde, was wäre erst dann! — Im vorigen Jahr hatten die Bienen zehnmal geschwärmt, und nun war der ganze Garten voll Bienenstöcke.

Während des Abendbrots lachte Jahnis und plauderte fröhlich. Ein seltsames Leuchten strahlte aus seinen Augen. Es war, als freue er sich über sich selbst und seine Erinnerungen. Dann aber wurde er plötzlich feierlich still, fast düster. Der Vater wollte noch etwas erzählen, bekam aber keine Antwort. Da fürchtete er sich weiter zu sprechen und fügte nur leise hinzu — es klang fast beschämt —: „Du bist vielleicht müde; wir wollen schlafen gehen und morgen alles ansehen.“ — Still ging er hinaus und ließ Jahnis allein beim gelben Schein der Lampe, im Zwiellicht der Sommernacht.

Lange saß Jahnis und leise Wehmutschatten glitten über sein Gesicht. . .

III.

Nacht ist es. Mit der Sonne ist auch der Wind schlafen gegangen, und im tiefen Schweigen stehen die Bäume mit erhobenen Zweigen. Jede Wolke hat ihren Platz gefunden und ruht wie ein Schiff, dem Meeresstille

die Segel gefesselt hat. Still liegen die Felder, alle Falter und Marienkäfer schlafen, nur dann und wann zirpt eine Grille wie im Traum. Und wenn jetzt ein Vogel fliegt, so hat er sich wohl verirrt und kann nicht Ruhe finden, ehe er nach Hause kommt. — Der Hof und das Haus und alle Menschen schlafen. In der Alete, im Zimmer, auf dem Heuboden hört man das schwere Atmen müder, erhitzter Arbeiter; sie genießen die Ruhe und sind Vögeln, Wolken und den an Kraft schwellenden Feldern gleich. — In der Mitte des Hofes steht der Brunnen; wie ein Mast starrt die Winde in die Höhe. Niedriger und niedriger sinkt leise der Mond.

Nur Jahnis schläft nicht... — Warum kann er keine Ruhe finden? — Leise schreitet er durchs Zimmer, bald geht er ans Fenster und schaut hinaus, bald zur Uhr, welche wie hinfend im Rasten tickt, und lauscht, als wolle er die Minuten zählen, dann geht er wieder ans Fenster. Weiß sind die Laken auf seinem Bett, es riecht nach frischem Kalmus und Heu. Schlaf gleitet im Raume umher, aber Jahnis fühlt ihn nicht. Er kann keine Ruhe finden. Er geht an seine Reisetasche und legt einige Bücher aufs weiße Tischtuch unter die Lampe. — Wunderbar ist das eine dicke Buch — blutig rot der Deckel und große Blüten auf der ersten Seite. — Des alten Kalejs Sohn blättert darin, auf jeder Seite sind nur einige Reihen, Kränze und Dornenkronen. Lange las Jahnis in jenem Buch, im phosphornen Lichte erglänzten seine Augen, und schnell hob und senkte sich das weiße Hemd über seiner männlich starken Brust. Dann machte er das Buch zu und erhob sich. Nun war es so still geworden, daß seine eignen Schritte ihm laut schienen. Er löschte die Lampe aus und ging durch die alte Veranda in den Garten.

Verhüllt vom Nebel waren die Sterne. Die Nacht war ohne Kühle, drückend wie der Tag. Im Bienenstock summt es und der Honigduft erfüllte die ganze Luft. — Jahnis stand stille und lauschte. Bleich war sein Gesicht, die Lippen zitterten, und die Bäume, die nahe standen, hörten sein Herz klopfen. So wanderte er weiter zum Fluß und herrlich und heiß waren seine Gedanken. Was dachte er — wer konnte es sagen? — Dachte er an die Welt, an die Menschen? Vielleicht dachte er an sich? Ist die Welt nicht voller Blüten und der Mensch selbst auch eine Blüte? Wen die Sonne berührt, muß eilig knospen und blühen, unbewußt, ohne eigenes Wollen blühen und verwelken. Und ist die Menschenseele nicht auch solch eine Blüte und hat ihre eigene Sonne, die die Seele in hellen Blüten entzündet und dann verbrennt, entblättert die Blütenseele von ihrer eigenen Sonne?

Als es schon hell wurde, ging Jahnis Kalej nach Hause und legte sich zur Ruhe. Schnell umfieng der Schlaf seinen jungen gesunden Körper.

Als die Sonne aufgegangen war, kam der alte Kalej ins Zimmer und sah leise nach dem Sohn. Er ging an den Tisch und öffnete eines der Bücher — eine Dornenkrone mit scharfen Dornen sah er und verstand nichts. Er ging hinaus und die Morgensonne goß ihr Gold auf das Silber seiner Haare.

IV.

Und als der Tag über Wiesen und Felder in der Sonne sich bräunte, kam Milda ins Kalej-Gesinde, hellbraun wie ländlicher Sommer. Glücklich und froh kam sie, denn sie wußte, daß Jahnis Kalej da war. — Jahnis

Ralej war für sie ein Wesen, das außerhalb ihrer Welt stand. Sie kam nur, um ihn zu sehen. — Aber der alte Ralej träumte von verwandtschaftlichen Banden.

Milda traf den Alten im Garten bei seinen Bienen. Er lächelte... Da ging sie gleich ins Haus und öffnete mutig die Thür. Jahnis war aufgestanden. Er hatte sich eben gewaschen und war so voller Leben und Glück, als ob ihn seine Liebste des Nachts geküßt hätte. Hell sagte Milda guten Morgen und reichte ihm die Hand, und dann — war all ihr Mut gebrochen und sie errötete tief; durch die zarte hellbraune Haut sah man das Blut in die Wangen steigen. Nun standen sie einander gegenüber... Sie — eine leis zitternde Blüte, er — der junge starke Mäher...

Sie war unberührt wie eine braune Knospe, die den Frühlingshauch in sich trägt. Sie war ein wilder Apfelbaum, der, ohne vom Gärtner beschnitten zu werden, in Sonne, Schnee und Nebel wächst und seine ersten Blüten der Sonne öffnet. Aber den braunen Haaren trug sie ein weißes Tuch, und ihre Augen waren ein tiefer scheuer Waldsee. Nichts hatte sie vor der Sonne verborgen, die Sonne hatte sie durchglüht und ruhte nun mit aller Kraft und Wärme in jeder Zelle ihres Körpers. Der Wind hatte über sie geweht und der Tau ihre Glieder geneßt. Wie ein Reh, das zwischen hohen Gräsern im Waldesrauschen aufgewachsen ist, hob sie ihre Wunderaugen zum Jäger empor; still und schön waren diese Augen... Jede Faser ihres Körpers war reif und voll geheimen Wartens. Ja, sie war vollendet reif und harnte der Erfüllung. Sie trug keine Lebensphilosophie und nichts Unerreichbares in sich. Sie ließ das Leben über sich schäumen und gab sich dem Rausch

des Tages hin, wie ein leichtes Boot am Sommermittag von glitzernden Meeresschaumwellen sich wiegen und spülen läßt.

... Und Jahnis Kalej sah sie mit großer unbestimmter Freudigkeit an, doch war seine Freude der ihren nicht verwandt.

Sie begann zu erzählen, wie gut es auf den Wiesen und Feldern sei, unter dem freiem Himmel und fragte: ob auch er es hier gut finde.

„Ja, alles ist hier gut,“ erwiderte er. „Der Garten ist schön, und das Feld, und die Sonne, und der kleine Mond, und die Blumen, alles so, wie es ist, und auch du bist schön!“ — Das gefiel ihr. Jahnis mußte das sagen. Auf die anderen konnte man sich nicht verlassen, deren Worte hatten keine Bedeutung. Kalejs Sohn schaute in ihr bronzefarbenes Gesicht und plötzlich leuchteten seine Augen auf und sein Körper erzitterte in Freude. Er legte seine Hand auf ihre Schulter und beugte sich behutsam zu ihr herab und küßte sie beim Auge auf die Wange...

„Auch du bist schön...“, wiederholte er und sah, wie von der Stelle, die seine Lippen berührt hatten, ein Rot sich in ihre Wangen ergoß und ihre Lippen lächelnd bebten.

Und als sie über die Felder aus dem Kalej-Gesinde nach Hause ging, wurde es ihr heiß. Ihr Busen glühte unter dem Kleide. Unausprechliche Gedanken webten und schwebten, sie war wie eine Feldblume, und alles sumnte und tönte, und sang und klang um sie. Sie blieb stehen und atmete auf. — Die Sonne brannte. Kalejs Sohn stand am Gartenzaun und sah die weißen Wolken ziehen. Er war wie der Frühling. Aber seine Augen waren gedankenschwer und seine Lippen lächelten nicht.

V.

Wieder sengte die Sonne über den Garten. Unter den Apfelbäumen bei den Bienen lag der alte Kalej, ruhevoll, wie greißer Herbst war er. Die ganze Luft war erfüllt vom Summen der Bienen. Der alte Kalej sah wie tausende von Bienenarbeitern mit Honig schwerbeladen die Luft kreuzten, und seine Gedanken glichen diesen Bienen.

Seit Jahnis zu Hause war, ging er wie auf Flügeln, er konnte lachen und freudig sein wie in der Jugend. Er war wie ein fruchtbeladener Baum, an dem sich die Früchte langsam zu lösen beginnen.

Er schloß die Augen — mit geschlossenen Augen sah er alles deutlicher. . . Über seine weiten Felder ging Jahnis, ordnete an und arbeitete. Und wohin er nur ging — überall wuchs üppiger Weizen. Und alle wunderten sich und einer sagte dem andern: das ist Kalejs Sohn, der kann und weiß alles. Sümpfe wurden in Gärten verwandelt und alles trug Früchte in Hülle und Fülle. An Stelle des alten Hauses stand ein neues — stattlich wie ein Schloß mit schimmernden Fenstern, und überall waltete Jahnis. Dann kam der Tag, wo Jahnis eine Wirtin brauchte und Milda zog hier ein. War denn sonst jemand seines Sohnes würdig?

Die beiden werden hier grünen und blühen, und er wird nur durch die Felder und Gärten gehen, um all den Reichtum zu sehen. . . Noch ein wenig später. . . und im Zimmer steht eine Wiege, leise klingt das Schlummerlied. Man nennt ihn Großvater, und kleine Händchen streicheln sein Gesicht. . . Wie ein knorriger Baum wird er in der Herbstsonne stehen und schützend seine breiten Äste über die jungen Sprößlinge breiten. Dann hat er

seine Pflicht erfüllt und kann zur ewigen Ruhe gehen. Liebe Hände werden ihn einsargen und sacht — sacht in die kühle Erde betten. Die kühle Erde — sie war während seines ganzen Lebens sein Traum, seine Mutter, seine Geliebte gewesen. Und wenn man auch den Friedhof vergessen wird, die Erinnerung an ihn wird nie sterben; immer, wenn die Apfelbäume blühen werden, wird es heißen: das sind unseres Ahnen Bäume. . .

Tief war der Friede überall, nur im Grase flüsterte ein leiser Wind. Die Gedanken und das Bienensummen wiegten den alten Kalej ein. Er schlief und verklärt war der Ausdruck seines Gesichtes.

VI.

Goldene Tage erblühten wie prächtige Sonnenblumen, sie welkten in der Abendröte und waren einer dem andern gleich, aber Jahnis Kalej hatte sich mit seinem Vater noch nicht ausgesprochen. Er fragte nie, wieviel gesät und geerntet wird, und wieviel jedes Feld einbringt.

Der alte Kalej wartete geduldig, nur manchmal am Abend fing er an von der Landwirtschaft zu erzählen, aber Jahnis schwieg oder hörte nicht hin, dann verstummte auch der Alte und wartete demütig auf den Tag, an welchem sein Sohn von all den wichtigen Dingen und Neuerungen zu sprechen anfangen würde. Aber es schien, Jahnis hatte alles vergessen. Etwas Ungewisses, Drückendes umgab den alten Wirt.

Wenn der Vater und die Arbeiter vom Felde heimkamen, und die Abendkühle ihnen den Schweiß von der Stirne wischte, wurde Jahnis unruhig. Des Nachts ging er über die Felder längs den Wiesen in den Wald, und kam erst mit Sonnenaufgang nach Hause. Seine Kleider

waren vom Tau durchnäßt, seine Augen glänzten fiebrig und die Blumen, die er mit sich brachte, legte er auf sein Bett. Manchmal flocht er wie ein Mädchen Kränze und hing sie an die Wand seines Zimmers.

Mit den Gästen seines Vaters langweilte er sich, nur die Einsamkeit gab ihm Freude und Freiheit.

Er freute sich auch über die Wiesen und Felder, aber nicht ihrer Fruchtbarkeit wegen, er suchte in ihnen nur Duft und Einsamkeit.

Der alte Kalej wurde unruhig. Er hörte, wie Jahnis des Nachts auf und ab ging, er hörte jeden seiner Schritte und wußte nach dem Gesicht seines Sohnes, was für eine Nacht er gehabt hatte. Er wollte sich aussprechen, aber er wagte es nicht. Er geduldete sich und wartete. Sein Jahnis war bei ihm — wie hinter einem Wall verschanzte er sich hinter diesem Gedanken und versuchte in ihm Rettung zu finden.

In drückend heißer Julinacht, als das Wetterleuchten am Himmel flackerte, kam Jahnis mit Schilf vom Fluß nach Hause. Er zündete die Lampe an und schrieb lange in seinem Buch. . .

— Ich grüße und preise dich, meine Liebste, und voller Dank ist Seele und Leib. Ich bin nichtig und klein, ein einsamer Dornenstrauch voll scharfer Dornen, aber ich brenne in deinem Feuer und herrlich bin ich in diesen Flammen, — in Flammen redest du zu mir, meine Gottheit!

Ich will weder das kleine Glück, noch Ruhe, noch friedliches Leben. Ich liebe den Kampf und verbrennenden Schmerz. Wie diese Nacht will ich sein, voll blühender Blumen und duftender Träume, voll

schwerer Fruchtbarkeit und voller Blüthesleuchten, welches uns Schönheit und Schrecken offenbart. . .

Ich will eine rote oder schwarze Rose sein, die betäubenden Duft ausgießt, und alle werden trunken, die in ihre Nähe kommen; denn wisse, zum Ruhme blühe und lebe ich dir, meine Geliebte, o Leben!

Ich will ein Wunder unter den Menschen der Erde sein, herrliche Lieder will ich dir singen, auf daß dich alle hören. . . Dir will ich eine Wölfe sein, du sturmgefühtes Meer, deine weißen Wogen will ich grüßen und gleich deinem Donner laute Rufe erschallen lassen, und dann, wenn du endlich zur Ruhe gehst, will ich im Sonnengeflimmer über deinen Wassern schweben.

Ich grüße und preise dich, meine Liebste! Was meine Seele, meine Weisheit redet, all meine Träume weihe ich dir. Wenn deine Stunde kommt — erblühe ich, nichtiger Dornenstrauch.

Es ist mir, als schwinde alles Blut aus meinen Adern, und alle Herrlichkeit des Himmels und der Erde ströme in mich.

Es schäumt und braust in mir wie junger Wein — das ist, wenn deine Knospen springen. Ein König bin ich dann!

Was wißt denn ihr davon, ihr alle, die ihr mich kennt? Die Sonne sitzt zu meinen Füßen, meinem Haupte neigen sich die Sterne, und mir ist, als wäre ich der Allmächtige selbst.

Ewigkeitsworte reden meine Lippen. — Das ist, wenn deine Stunde kommt, in welcher sich die Harmonien der ganzen Welt in einem einzigen Oratorium vereinigen, ich bin Komponist und Zuhörer zu gleicher Zeit.

O, du armselige Welt, dann werf' ich dir mit beiden Händen all mein Gold hin, du lumpige Bettlerin — all mein Gold!

Aber wenn diese Stunde von mir geht, windet mein Menschenleib sich in qualvollen Schmerzen. Es ist mir, als wäre ich von meiner Höhe zu euch, ihr Nichtigen, herabgestürzt, und ich liege in Asche und Kot und eure Füße treten mich, und ich bin der Nichtigste unter den Nichtigsten. Das ist mein Glück, doch ich preise und grüße dich, o Leben!

Jahnis Kalej senkte den Kopf auf die beschriebenen Blätter.

Noch immer flammte das Wetterleuchten, wie feurige Fahnen. Durchs halbgeöffnete Fenster drang aus dem Garten liebeschwangere Luft. Schnell erhob sich Kalejs Sohn, seine Augen brannten. Wahnsinnige Sehnsüchte ergriffen ihn — fort von hier — suchen, zerbrechen, glühen, nur fort von hier... aus diesem Frieden, aus dieser erbärmlichen Genügsamkeit. Alles ergründen, Unentdecktes finden, des Menschen Seele suchen, die Unendliches kennt und in Freud und Leid von gleicher Schönheit ist.

Aufwärts rief es ihn, höher hinauf, als er jemals stieg! Gierig atmete er Nachtlust und Bliqesherrlichkeit ein... Dumpf tönte in der Ferne der Donner... Hinter der Wand aber hustete der alte Kalej — seine Gedanken weilten bei Jahnis. Doch Jahnis' Gedanken waren nicht hier, wo ewige Ruhe herrschte; sie riefen den Sturm. So war des alten Kalejs Sohn.

VII.

Sommer war es. Das Unwetter war vorübergezogen. Der Morgen war feucht, leicht, wie gelbe Seide und

voller Silber. Und leicht und voller Silber waren auch Jahnis' Gedanken. Sein Herz brannte nicht mehr — es jubelte. All die kleinen Pflichten, Rücksichten und Fesseln hatte er von sich geworfen und trat sie mit Füßen — nun kannte er kein Hindernis.

Seltzam düster war der Alte, als fühle er seines Sohnes Gedanken. Unter den greisen buschigen Brauen forschten seine Augen voller Schreck und Angst, und es war, als dränge aus ihm ein erstarrter Schrei. Die verzweifelten Augen trafen Jahnis, und er erbehte, wie vor einer großen Übermacht, aber Siegesruhe trug er dennoch in sich. Im schweig samen Zimmer schwiegen sie beide, hier ruhte noch der Rosenatem von Jahnis' Wiegenliedern, von sonnenstrahlender Kindheit, aber aus den Ecken lauerten graue Schatten — das waren des alten Kalejs traumreiche, lange Nächte, Nächte, in welchen er seines Sohnes gedacht hatte.

Jahnis fürchtete sich vor dem Blick dieser greisen Augen, und als sie ihn noch einmal trafen, begann er selbst: „Vater, heute fahr' ich fort. Ich will nichts vor dir verbergen, ich will weder dich noch mich belügen: das sein, was du willst — werde ich nie können. Mein Leben ist dort — in der fernen Welt. Ich habe meinen Weg gefunden und will ihn gehen. Ich kann nicht anders.“ Er stand seinem Vater gegenüber und hob die Augen zu ihm empor. Aber der Vater antwortete nicht, er blinzelte mit den Augen, als sehe er undeutlich alles im Nebel.

„Mein Sohn!“ ... aus starker Brust klang dumpf der Verzweiflungsschrei. Und noch einmal ganz leise: „Mein Sohn.“ — „Ja, ich bin dein Sohn. Mein Blut ist dein Blut, aber die Erkenntnis gehört mir allein, und frei ohne Zwang will ich ihr folgen.“ — „Ich verstehe

dich nicht. . .“ und die Stimme des alten Kalej zitterte. Ja, fremd und unbegreiflich war Jahnis ihm geworden, das sah er nun.

Da klang wieder des Sohnes Stimme, er versuchte nach Möglichkeit leise und einfach zu sprechen, er wollte etwas Beruhigendes sagen.

„Ich bin dir fremd geworden, Vater, und du willst wissen, warum. Nicht dir allein, Hunderten und Tausenden bin ich und werde ich ewig fremd sein, so will es mein Schicksal. Tag und Nacht hast du mich auf Händen getragen, ich war dein Einziger, und übervoll war das Maß deiner Liebe. Und dennoch — ich bin dir fremd. Ach, Vater, Vater! . . . Dort, weit in der riesigen Stadt, war ich so allein ohne dich, und dort erkannte ich Welt, Schicksal und Menschen. Dort war nicht der ewige Friede des Waldes, der hier unter dunkelgrünen Tannen schläft, und du warst nicht bei mir mit deinem Schutz und deiner Fürsorge. Nein, Vater, dort war die große Welt und — wie Schuppen fiel es von meinen Augen. In meinen Büchern stand wohl nichts von Menschen-schicksal, aber auf der Straße sah ich es täglich in aller Schrecklichkeit. Tausend Qualen, Wahnsinn, Hunger, Blut, Tod und Sklaverei — wo ist der Ausweg aus dieser Hölle? Niemand gab mir Antwort. Ich tappte im Dunkeln, ich suchte in allen Büchern, ich lernte die schrecklichsten Geheimnisse des Lebens kennen und kam zur Überzeugung — wir alle sind Sklaven. Diese Erkenntnis konnte ich nicht ertragen, ich suchte und fand eine andere: frei müssen wir sein. Und diese Erkenntnis ruft mich — zu mir selbst. . .“ Jahnis sah den Vater an und begegnete zwei klugen, tiefen Augen und hörte wieder: „Ich verstehe dich nicht.“ — „Ja, wenn ich immer bei dir

geblieben wäre, wir würden einander verstehen. Nun bin ich dir fremd. Sieh, Vater, du bist Erzeuger und das genügt dir. Du brauchst ruhige Sonnentage, eine gute Ernte, ein langes Leben. Aber mich ruft meine Erkenntnis aufwärts. Nirgends steht mein Haus, ich kenne keinen abgegrenzten Weg, ich werde weder mähen noch einheimsen, ich will der große Sämann sein, und wenn meine Saat keimt, sollen die, die nach mir kommen, ernten! Dieses Leben will ich predigen, diese Lehre will ich künden — für kommende Tage zu leben!

Ich weiß auch das Ende meines Weges: Hunderte sind schon zerbrochen, und auch ich werde zerbrechen müssen. Den Märtyrertod will ich erleiden, doch einmal, einmal vorher Mensch nur sein!

Nichts soll mein Eigentum sein, denn Sonne und Erde gehören mir. Hier nisten Schwalben am Haus, ich aber sah den Sturmvogel zum tobenden Meere fliegen.

Ergebung herrscht hier und Demut, ich aber sah, wie man in Troß und Lachen dem Tode die Stirne bot.

Dem Himmel singt ihr hier Lieder, ich aber singe der Erde, und trunken wird mein Blut.

Verloren bin ich für dich, bin fremd dir und allen. Ich muß von hier fort, ich gehe und komme nicht wieder. . ."

— — — Still war es im Zimmer, und der alte Kalej sagte nichts. Er starrte auf den Boden, mit seinen knochigen Händen die Knie umschlingend. Er hörte Jahnis Worte, sie fielen wie Sand auf seinen Sarg, dumpf und traurig.

Der alte Kalej verstand nichts; sein Sohn war für ihn verloren. Und lange saß er noch so, als Jahnis schon hinausgegangen war.

Leise tickte die Uhr, draußen schritt wie ein Goldkönig die Sonne und strahlte Kalejs Sohn auf den Weg, ihm und allen Suchern des neuen Lebens, all dem jungen und heißen Blut. Aber im Zimmer lauerten aus den Ecken — Schatten und Schmerz...

VIII.

Als die Sonne sank, standen zwei Menschen schweigend in Kalejs Garten. Verlassen und einsam sah das Haus aus, und müde die Blumen. Finster und unzugänglich war der alte Kalej, sein graies Haupt zitterte. — Wilda war schön wie immer, wie eine Erscheinung, wie ein Bernsteinkrug, gefüllt bis an den Rand mit dem Trank des Lebens. Sie trug ihren schönsten Schmuck, zu grüßen kam sie ihren Freund, mit ihrem Atem, ihren Träumen ihn zu umfassen.

Nun stand sie still und fremd, als kenne sie sich selbst nicht mehr. Jahnis Brief hielt sie in der Hand — einige Zeilen und einen Gruß. Sonst nichts? — Er bat, sie solle ihm verzeihen und gute Gedanken wünschen, denn das, was Leute mit Glück bezeichnen, kenne er nicht. Er hatte sie geliebt, wie die schönste Blüte, so liebe er alles, was schön und voller Leben ist... Und alles, was ihm hier gehört, sei nun ihr eigen. Bis ans Ende der Tage würde er ihrer Liebe gedenken, aber seinen Weg könne er nur allein gehen...

Sonst nichts, sonst nichts...

Stille stand das Mädchen und dunkel war ihr Schmerz. Ach, armselige Worte, nichtiges Schreiben.

Und die Seelen zweier Menschen waren wie Wiesen, über die die scharfe Sense des Mähers gegangen ist.

Voller Blut schien der Sonnenball.

Schweigend, ohne ein Wort zu sagen, trennten sie sich, jeder mit einer Schlange im Herzen.

Jahnis aber sah mit klaren, freudigen Augen der untergehenden Sonne zu. Wie ein heißer Quell schlug sein Herz dem ewigen Wechsel, der ewigen Schönheit. Er grüßte seinen Schmerz und seine Freude, sein Weh und seine Lust.

Und auf seinem Haupte trug er den Sonnenkranz. . .



LETTISCHE LITERATUR

Band I

J. RAINIS JOSEPH UND SEINE BRÜDER

Eine Tragödie in fünf Akten

Übersetzt aus dem Lettischen

von

ASPASIA-PLEEKSCHAN

Rainis benutzt die alttestamentliche Legende von Joseph und seinen Brüdern nur als Gerippe für seine Tragödie, die den Kampf zwischen zwei Kulturentwicklungen und die Selbstaufopferung eines Menschen im Namen der höheren, auf Liebe zu seinem Volke basierten Entwicklungsstufe schildert.

Die beiden ersten Akte der Tragödie führen uns nach Hebron, zum Erzvater Jakob und seinen Söhnen, die das rauhe Leben primitiver Nomaden führen. Der Liebling des Erzvaters, Joseph, findet keinen Gefallen an dem Hirtenleben, sondern er strebt nach dem reicheren Leben des Ackerbauers. Dadurch, wie durch die Bevorzugung des Sohnes der über alles geliebten und unvergessenen Rahel gerät Joseph in Konflikt mit seinen von den niedrigen Instinkten primitiver Menschen beseelten Brüdern, der seine Lösung in dem Verkauf Josephs an die Ismaeliter findet.

In den weiteren Akten finden wir Joseph in dem kulturell verfeinerten Ägypten, bekleidet mit beinahe königlicher Macht, geehrt und geliebt vom Volke und von seinem ägyptischen Weibe Asnate. Die Brüder, die vom Hunger getrieben nach Ägypten gekommen sind, sehen staunend eine neue Welt, in der sich zu bewegen sie sich kaum getrauen. Joseph will an ihnen furchtbare Rache nehmen, die Männer, die ihn um Heimat und Vaterhaus gebracht, verderben, doch schließlich ringt er sich zu der Erkenntnis durch, daß er trotz allem zu seinen Brüdern und zu seinem Volke gehört, das er einer lichteren Zukunft entgegenführen muß. Er legt seine hohen Würden ab und nimmt Abschied von seinem Weibe und seinen Kindern und zieht nun mit dem Hirtenstabe in der Hand an der Spitze seiner Brüder dorthin, von wo er gekommen, zu den Leuten, mit denen er durch die Bande des Blutes verbunden ist und an denen er eine höhere Mission zu erfüllen hat.

Soweit die Disposition der gedankentiefen, von kristallklarer Menschheitsliebe getragenen und mystisch durchhauchten Dichtung, die Stellen von zartester Lyrik, seherischer Weisheit und heldenhafter Kraft enthält. Alles in allem, das Werk eines Dichters und Denkers von ungewöhnlicher Feinheit und Tiefe, die Frucht eines Dichtergenius, dessen Universalismus zur Vollreife Goethischer Abgeklärtheit und zu der allumfassenden kosmischen Menschheitsliebe Tolstois gediehen ist. Ein Werk, das in unserer kreisenden Zeit von so ganz besonderer wegweisender Bedeutung ist, daß es seinem Urheber die Tore der Weltliteratur öffnen muß. (Rigasche Rundschau.)

A. GULBIS VERLAG, RIGA

LETTISCHE LITERATUR

Band II

K. SKALBE
WINTERMÄRCHEN

Der Riese Die Waldtaube
Der ewige Student und sein Märchen Uhsinsch
Die drei Kostbarkeiten des Königssohnes
Die Tochter des Henkers
Das Märchen vom Ferding Aschenputtel
Kätzchens Mühlen
Die Meerjungfrau

Übersetzt aus dem Lettischen
von
DR. W. CHRISTIANI und O. SCHÖNHOF



Band III

R. BLAUMANN
DIE INDRANS

Ein Drama aus dem lettischen Volksleben

Übersetzt aus dem Lettischen
vom Autor

A. GULBIS VERLAG, RIGA

LETTISCHE LITERATUR

Band IV

J. AKURATER
NOVELLEN

Als ich noch jung war Hopfen Kalejs Sohn

Übersetzt aus dem Lettischen

von

SENTA MAURING



Band V

R. BLAUMANN
NOVELLEN

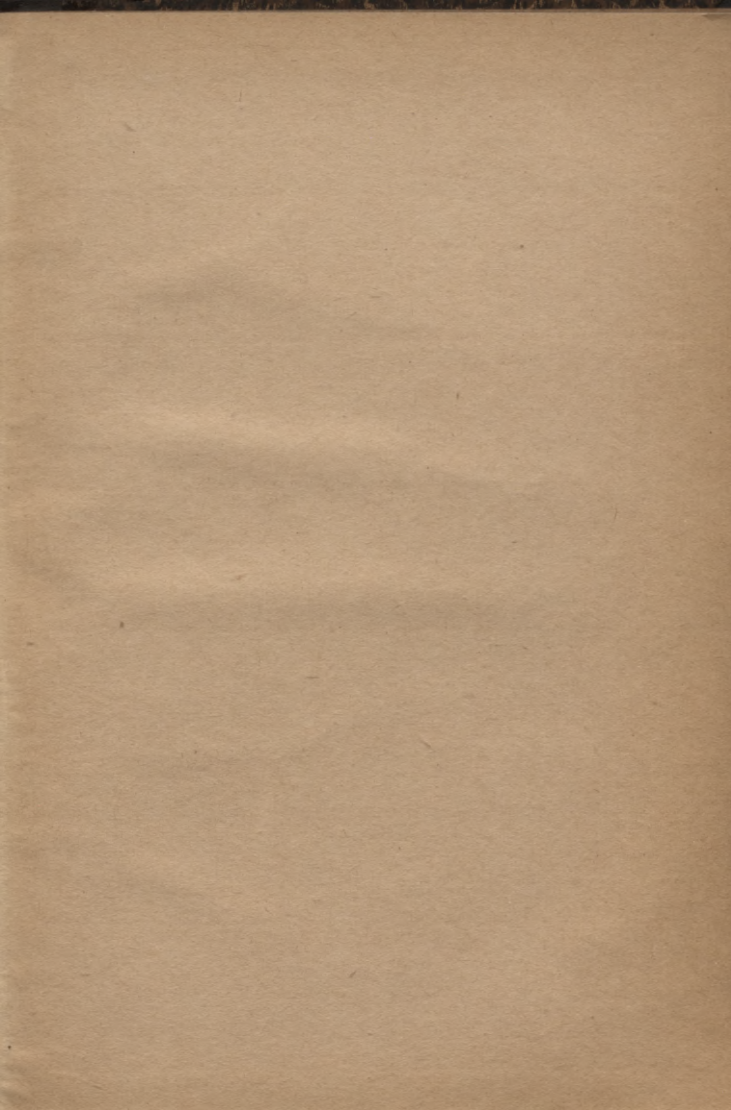
Im Schatten des Todes Die Raudup-Wirtin
Gewitter Andrikson Im Schoße des Glücks
Abschied

Übersetzt aus dem Lettischen

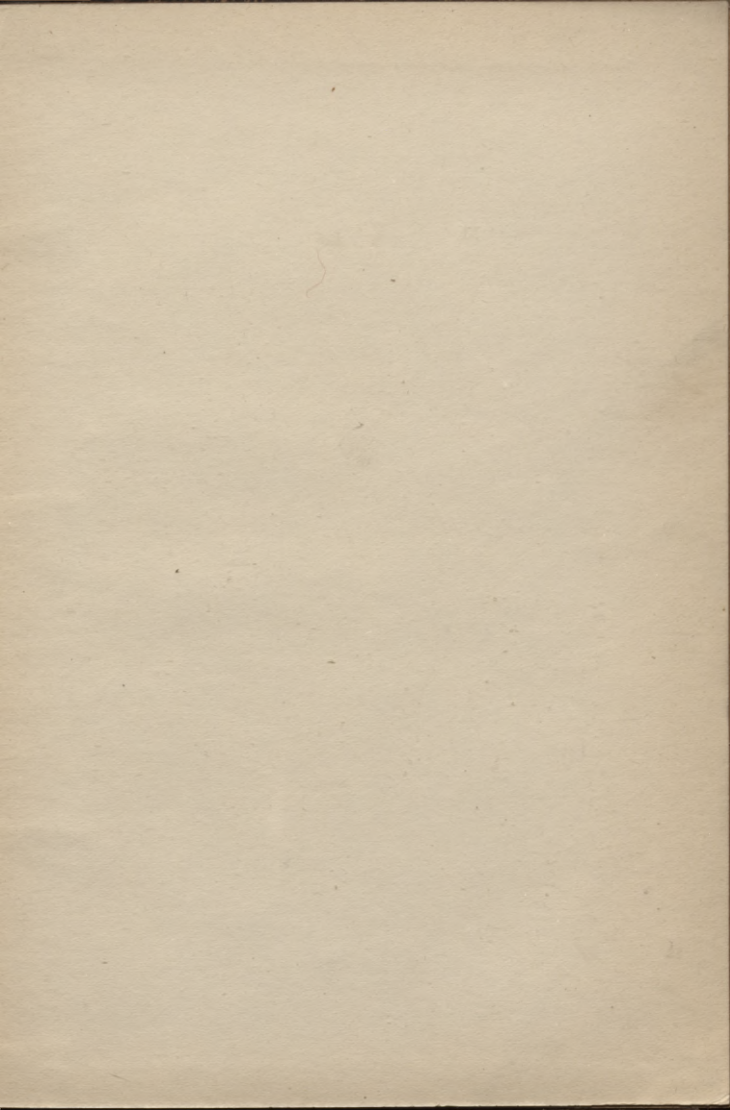
vom Autor

A. GULBIS VERLAG, RIGA

Druck von C. G. Röder, G. m. b. H., Leipzig. 819321.











18—

LATVIJAS NACIONĀLĀ BIBLIOTĒKA



0311022550